



Inhalt: Aufs Waidwerk. Original-Zeichnung von W. Räuber, mit Gedicht von L. J. — Mars und Apollo. Eine militärisch-mimische Erzählung. Von A. Oskar Klausmann. — Heimatlose Göttinnen. Eine Plauderei von F. v. Kapff-Essenther. — Landschaftsbilder aus dem Harzgebirge. Von Hugo Mühlig. — Aus dem Ockerthale. Original-Zeichnung von Hellmuth Raeyer (mit Text von Th. Strömer). — Wunder des Hypnotismus. Von Julius Stinde. — Die Ausstellung weiblicher Handarbeiten im österreichischen Museum in Wien. Von J. v. Falke. — Frauen-Typen unterwegs. Plaudereien von P. Giesbert. II. Einsame Touristinnen. — Aus der Frauenwelt. — Beschreibung des Kolor. Stahlstich-Modenbildes „Juni“. — Wirtschaftsplaudereien (mit Illustration). — Buntes Allerlei. — Korrespondenz.

— † † † Aufs Waidwerk. † † † —

Da Frührot überm Bergwald lag
 Zur Maienzeit, an lichtem Tag,
 Da zog seldein, da zog zu Wald
 Entlang an grüner Berges-Hald'
 Der Graf mit Jagdgeleite,
 Schön Trudchen ihm zur Seite.

Es trug ein weißer Jelder lind
 In gleichem Paß das holde Kind;
 Die Feder weht auf ihrem Hut,
 Auf ihrer Wang' die süße Glut
 Mocht auch vom Wind geschehen —
 Nichts Schön'res konnt' man sehen!

So ging's dahin mit starkem Troß,
 Des Jagdgesindes Lust war groß,
 Am Riemen zerrt die Meute wild,
 Der Schelch im Eichendickicht brüllt;
 Heijoh! heijoh! noch heute
 Giebts stolze Waidmannsbeute!

Da beugt der Graf sein Antlitz dicht
 Zu Trudchens holdem Angesicht,
 Deß' Rosenglut sein Herz bezwang,
 Und flüstert leis und flüstert bang:
 „Laßt mich in diesen Tagen
 Das schönste Wild erjagen!

„Das ist ein Rehlein schlank und schen,
 Sein Änglein blickt voll Träumerei,
 Voll sanften Mutes zieht's dahin —
 Sein Fang, sein Fang wär' Hochgewinn!..
 Mein Trudchen! darf ich's wagen,
 Das Rehlein zu erjagen?“ —

Sie schaut ihn an — o süßer Blick!
 Er kündet holdes Minneglück;
 Sie reicht ihm zaghaft leis die Hand —
 In Haß das Rehlein sich befand!
 Noch eh' das Horn erklungen,
 Die Beute war errungen!

Er zieht die Hand an seine Brust
 Und jauchzt: „o süße Waidmannslust!
 Das liebste Rehlein nenn ich mein,
 Ich fang's am schönsten Morgen ein!
 Heijoh zur holden Beute!
 Und Hochzeit ist noch heute!

Ludwig Ziemssen.



Aufs Waidwerk. Originalzeichnung von Wilhelm Räuber.

Mars und Apollo.

Eine militärisch-mimische Erzählung von
A. Oskar Klaußmann.

I.



Mars ist den Mäusen feind!" behaupteten die klaffischen Herren Lateiner, und gewiß hatten sie für ihre Zeit recht. Aber die Neuzeit, welche so viele Veränderungen geschaffen, welche Berge abgetragen, Thäler ausgefüllt und Abgründe überbrückt hat, bewirkte auch auf diesem Gebiete Wandel.

Als lebendiger Beweis für diese Behauptung kam Herr Oberstlieutenant von Meersberg, Landwehrbezirkscommandeur in M. vorgeführt werden. Besagter Herr war nämlich ein Theaterfreund im aktivsten Sinne des Wortes; denn er spielte nicht nur die passive Rolle eines Zuschauers gern in jedem Musentempel, sondern verstieg sich leidenschaftlich gern dazu, ein Liebhabertheater einzurichten, Direktor und Regisseur dabei zu sein und selbst Rollen darzustellen. Wie alle Menschen, die künstlerischen Regungen zugänglich sind, war auch der Oberstlieutenant im Innersten seines Herzens ein sehr guter und lieber Mensch, und er wäre bereit gewesen, für ein einzelnes unglückliches Individuum sein Letztes hinzugeben; wenn er aber die Kunde von großen Katastrophen, wie Feuerbränden, Erdbeben, Überschwemmungen erhielt, überschlich ihn ein wirkliches Gefühl der Behaglichkeit bei dem Gedanken, daß es jetzt eine günstige Gelegenheit gebe, eine Liebhabertheater-Vorstellung zu wohlthätigen Zwecken zu veranstalten.

In solch behaglicher Stimmung finden wir den noch immer wohlkonservierten Herrn bei einem Gespräch, oder vielmehr in einer wichtigen Beratung mit seinem siebzehnjährigen Töchterchen Helene, einem reizenden Blondkopf mit Kinderaugen und dem ganzen zauberhaften Aussehen einer Mädchentoispe. Oberstlieutenant von Meersberg hatte mit seiner Gattin in höchst glücklicher Ehe gelebt, die treue Lebensgefährtin aber vor mehreren Jahren durch den Tod verloren. Noch in sehr kindlichem Alter übernahm Helene wenigstens einen Teil der Hausfrauenpflichten, die sie jetzt sämtlich erfüllte, und erwarb sich nebenbei noch so viel Routine und Kenntnis in dramatischen Sachen, daß sie Papa auf das eifrigste in seiner Lieblingsbeschäftigung unterstützen konnte. „Wir wollen die Liste der Mitwirkenden anfertigen, liebe Hele!" erklärte der Oberstlieutenant, nachdenklich auf- und abgehend.

„Du hast aber noch gar nicht gesagt, Papa, was aufgeführt werden soll!"

„Dann vergaß ich es wohl! Rosenmüller und Fintke wird aufgeführt!"

„Dieses große Stück mit dem Riesenpersonal und den schweren Anforderungen?" fragte Helene, fast erschreckt durch den dramatischen Tatendurst des Vaters.

„Ich beuge vor keiner Schwierigkeit zurück und werde sie besiegen. Ich habe die häßlichen Reden gewisser Kritiker im Ort, an deren Spitze der Hauptmann von Kunzendorf steht, satt, und will ihnen einmal zeigen, wie gehässig ihre Reden sind, wenn sie über das „Einakterabspeln" spotten. Ich will eine dramatische That!"

„Aber woher nimmst du die Personen?"

„Auch diese Schwierigkeit will ich überwinden, und du sollst mir bei der Beratung helfen. Unser sonstiger Stamm von Mitwirkenden reicht nicht aus, und es handelt sich also darum, neue anzuwerben. Die Herren sind leicht zu beschaffen, ich brauche mich nur an das Offizierkorps des hier garnisonierenden Füsilierbataillons zu wenden und darf auf kameradschaftliche Hilfe rechnen, obgleich die jüngeren Herren größtenteils bereits mitwirken. Aber die Damen, die Damen! Hele! Hier mußt du helfen. Woher nehme ich eine Rosamunde von Kronau?"

Helene legte den Bleistift, mit welchem sie die Notizen machen wollte, an ihr Käschen und sagte nach einer Pause:

„Wie wäre es mit Frau von Kröben?"

„Der jungen Wittve, die erst seit Jahresfrist in unserer Stadt wohnt! Kind, das ist eine herrliche Idee von dir! Das wäre eine vortreffliche Vertreterin der Rolle. Wird sie aber geneigt sein, mitzuwirken? Sie lebt sonst so zurückgezogen!"

„Ich bin mit der lebenswürdigen Dame in letzter Zeit mehr als bekannt, beinahe vertraut geworden, lieber Papa, und ich denke, sie wird einwilligen, besonders wenn sie hört, daß das ganze Unternehmen sonst in Gefahr kommt!"

„Du bist meine Herzens-Hele," sagte der Oberstlieutenant gerührt, sein Töchterchen küßend, „gerade wie deine liebe Mutter! Ein Glück, daß sie mir dich zurückließ!"

Der alte Herr machte eine Nahrungspause und fuhr dann fort: „Noch eine Schwierigkeit giebt es in Bezug auf die Besetzung der Damenrollen. Es handelt sich um die Wirkschafterin Beatriz. Die Rolle ist klein, die Darstellerin muß eine ältere Dame darstellen, und das will bekanntlich niemand. Du weißt, die Damen über 50 Jahre sogar würden am liebsten noch naive Backfische darstellen. Wer diese Rolle spielt, bringt ein Opfer!"

„Auch dieses Opfer wird gebracht werden, und zwar von Fräulein Schubert."

„Das glaube ich, aber paßt die wohl in unsere Kreise? Ihr Vater war Viehhändler."

„Das war er, Papa! Jetzt ist er Rentier, Stadtverordneter und vor allem ein sehr reicher Mann und deshalb bei der Bürgerschaft angesehen. Diese wird sich sehr geehrt fühlen, wenn Fräulein Schubert mit den Offiziersdamen zusammen spielen darf!"

„Das glaube ich wohl und will mir's überlegen. Doch nun zu den Herrenrollen. Für den invaliden Diener Sturr weiß ich einen vortrefflichen Vertreter, den Gefreiten Neumann von der 10. Compagnie."

„Er war früher Komiker! Nicht?"

„Ja, er war Schauspieler bei einer herumziehenden Truppe, bevor er Soldat wurde. Schade, daß er so bummelig als Soldat ist. Er sitzt schon wieder im Brunnloch, wie ich erfahren habe und kommt erst in drei Tagen heraus. Aber den Sturr wird er brillant machen!"

„Und Väterchen spielt natürlich den pensionierten Hauptmann Bloom, nicht wahr?"

„Ja, liebe Hele! ich will die Rolle spielen, und ich freue mich ordentlich darauf! Sie liegt mir so günstig!"

„Und wer macht Theodor den Offizier?" Die Rolle muß sehr flott gespielt werden!"

„Jawohl! Sehr flott! ich habe auch jemand in Aussicht, zu dem ich volles Vertrauen habe, trotzdem er noch gar nicht gespielt hat, den Lieutenant von Bertram."

„Hm!" sagte Fräulein Helene und weiter sagte sie nichts. Die erfahrene Leserin wird daraus schließen, daß es mit diesem Herrn Lieutenant eine eigene Bewandnis haben müsse.

„Dann fehlen mir noch," fuhr der Oberstlieutenant fort, „einige junge Herren für kleinere Rollen!"

„Da wäre vielleicht..." sagte ganz plötzlich Fräulein Helene, um ebenso plötzlich verlegen zu schweigen.

„Wen meinst du?" fragte der Oberstlieutenant in ebenso ruhigem, als freundlichem Tone. Trotzdem errödete Fräulein Helene und bückte sich tief auf das Papier, auf dem sie die Notizen machte. Dann sagte sie zögernd:

„Ich dachte an Fährich von Rampen!"

„Aber Kind, ich bitte dich! Diese Schlafmütze, die niemals sechs Worte hintereinander spricht! Ich glaube, er schläft mir ein, mitten in der Scene. Wie kommst du denn auf den?"

„Ah, lieber Papa," entgegnete Fräulein Helene sehr eifrig, „wenn der Herr Fährich in der richtigen Stimmung ist, redet er mit einem bewunderungswürdigen Feuer!"

„So! Nun, die Stimmung möchte ich auch einmal sehen! Wie kommst du denn zu der überraschenden Wissenschaft?"

Fräulein Helene hatte plötzlich an ihrer Uhrkette eine so wichtige Manipulation vorzunehmen, daß sie erst nach einiger Zeit stockend zu erwidern vermochte: „Ich hörte ihn neulich in einer Gesellschaft bei Steuerrats deklamieren!"

„Mag was Schönes gewesen sein. Was giebt's?" wendete sich der Oberstlieutenant zu dem eintretenden Stubenmädchen.

„Die Ordonnanz mit den Papieren zur Unterschrift ist da!"

„Ist gut! Ich komme sofort ins Bureau! Adieu Hele! Geh so bald als möglich zu Frau von Kröben! In vier Wochen ist die Aufführung! Adieu!"

II.

Keine der zur mimischen Mitwirkung aufgeforderten Personen hatte ihre Teilnahme versagt und die „Leseprobe" sämtliche Liebhabertheatermitglieder in dem Rathhause saale versammelt, in welchem auch stets die wirklichen Aufführungen stattfanden. Besonders Aufsehen erregten natürlich die neuen Hilfstruppen des Oberstlieutenants, unter ihnen vor allem Frau von Kröben. Die Dame war eine fünfundsiebenzigjährige Brünnette von rachem, lebhaftem Wesen, dem die vier Jahre ihrer Wittwenschaft keinen Abbruch gethan hatten. Die Herren fanden sie schön, zum mindesten interessant. Die Damen rümpften die Näschen, umgekehrt fanden sie den Lieutenant von Bertram sehr interessant, während die Herren die Achseln zuckten. In der That stand der junge Offizier mit dem kühlen Gesicht, seinen etwas nachlässigen und doch so eleganten Allüren in dem Rufe, ein fabelhafter Don Juan zu sein und kein weibliches Herz ungeboren zu lassen, wenn es sich eben von ihm brechen lassen wollte.

Da die Gesellschaft fast durchweg aus Offizieren und deren Damen bestand, spielte der unselbige Fährich von Rampen eine etwas gedrückte Rolle, und sein Schweigen, das nur hin und wieder durch ein: „Zu Befehl, gnädige Frau!" unterbrochen wurde, war eigentlich ein recht verständliches. Seine Augen sprachen allerdings ganze Parlamentärsreden, wenn sie den blauen Augensternen Fräulein Helene von Meersbergs begegneten. Das geschah aber selten, denn die junge Dame hatte sehr viel damit zu thun, Fräulein Laura Schubert, eine Dame von etwas aufdringlicher Schönheit in die mimische Gesellschaft einzuführen. Der Komiker und jetzige Gefreite Neumann hätte eigentlich mit seiner niedrigen Charge sich in der militärischen Gesellschaft sehr gedrückt fühlen müssen, aber er that das nicht, sondern trug vielmehr eine gewisse dreiste Vertraulichkeit zur Schau, als wolle er den Anwesenden andeuten, daß er in theatralem Sinne der einzige Künstler und die anderen doch nur Dilettanten seien.

„Meine verehrten Damen und Herren, ich bitte anzufangen!" rief der Oberstlieutenant an einem kleinen Tisch Platz nehmend, vor welchem sich im Halbkreise die Gesellschaft gruppirt, je nachdem der Zufall oder vielleicht auch die Absicht dies wollten. In der ersten Scene war sofort der Gefreite Neumann als „Sturr" beschäftigt und er „legte höflich los", wie es im Bühnenjargon heißt, „ging ins Geschirr", „legte die Rolle hin wie Gyps". Er las eben nicht, er spielte sofort, und wenn auch mit starken Übertreibungen, doch kunstgerecht. Der Oberstlieutenant schmunzelte, und als sein Stichwort fiel, las auch er so lebhaft, daß das Zusammenspiel ein äußerst lebendiges wurde und die anwesende Gesellschaft sich nicht enthalten konnte, laut Beifall zu klatschen. Diese Anerkennung von Mitwirkenden ist immer bedeutender als die des Publikums, und der Oberstlieutenant strahlte ordentlich vor Vergnügen. Das Schicksal, wenn es etwa noch Unheil über den militärischen Theaterdirektor heraufbeschwören gedachte, leerte heute wenigstens in verschwenderischer Güte das Füllhorn des Glückes über dem alten Herrn. Als nämlich Frau von Kröben als „Rosamunde von Kronen" ihren Part zu lesen begann, stieg die Aufmerksamkeit mehr und mehr, denn so viel Ueberrumpfung, Decenz, Degagiertheit und vornehme Eleganz hatte man zusammen noch bei keiner der „Orts-Liebhaberinnen" gefunden. Der blinde Zufall hatte es gewollt, daß Lieutenant von Bertram seinen Platz neben Frau von Kröben erhielt, und so war es denn natürlich, daß die beiden Personen in der großen Scene, in welcher Theodor Fräulein von Kronau mit dem durchgehenden Pferde rettet und dann mit ihr das originelle Gespräch hat, sich zu einander wendeten und auch nicht mehr ruhig lasen, sondern wirklich und zwar mit Schwung und Feuer spielten.

Die Aufmerksamkeit der Zuhörenden wuchs, und Herr von Meersberg rief sich immer vergnügter die Hände; denn er durfte auf ein Ensemble rechnen, wie er es noch nie zusammen gehabt. Die beiden lebend Spielenden schienen auch

ganz zu vergessen, daß sie noch lasen und nicht spielten, denn bei der Stelle:

„Rosamunde (wendet sich mit Grazie zum Offizier): Jetzt ernsthaft und aus dem Herzen — noch einmal meinen Dank" (Sie reicht ihm die Hand)

reichte Frau von Kröben in der That ihrem Partner die Hand. „Offizier (brückt und küßt diese; leise): Ich muß Sie wiedersehen." Lieutenant von Bertram befolgte natürlich die Vorschrift der Rolle und küßte die kleine, schmale Hand der Wittve, so daß diese über und über errödete und die verwitwete Frau Hauptmann Schimmelpfennig, welche der Leseprobe als „duenna" ihres Töchterleins anwohnte, vor Anstandserschreck und Dehors-Versehungsbewußtsein das Blut in ihren Adern gerinnen sah.

Noch eine ganze Zahl freudiger Überraschungen brachte für den Direktor der Liebhabertruppe diese glückliche Leseprobe. Selbst der Fährich von Rampen, welcher den „Behrend" spielte, fand sich mit seiner Partie sehr gut ab, was darin seinen Grund hatte, daß Neumann ihm die Rolle „mit allen Chikanen" vorher einstudiert hatte. Neumann benutzte auch die Gelegenheit, während einer Pause der Leseprobe sich Fräulein Schubert zu nähern und dieser ganz außerordentliche Komplimente über ihr schauspielerisches Talent zu machen. Dieses Kompliment ist bekanntlich allen Damen sehr angenehm, und so fand auch Fräulein Schubert an dem „genialen" Gefreiten Gefallen und war ihm sehr dankbar, als er sich freundlichst dazu erbot, ihr mit seiner Theateroutine beim Einstudieren der Rolle behilflich zu sein.

In Summa: Die Leseprobe verlief zur Zufriedenheit aller Anwesenden — mit einziger Ausnahme etwa der verwitweten Frau Hauptmann Schimmelpfennig.

III.

So lange es junge Herren und Damen giebt, wird das Liebhabertheater einen eigenen Reiz und große Anziehungskraft ausüben. Die Verhältnisse im persönlichen Verkehr, die sich bei einer solchen Veranstaltung ergeben, sind von den sonstigen gesellschaftlichen Normen so abweichend und eigenartig, daß man sie geradezu revolutionär nennen könnte.

Ver schwunden ist der manchmal wirklich recht thörichte gesellschaftliche Zwang.

Harmlos und wie von Fesseln befreit verkehren auf dem Bühnenpodium und zwischen den Coulissen während der zahlreichen Proben die Mitwirkenden, welche sonst „in der Gesellschaft" gezwungen sind, auf jedes Wort, auf jeden Tonfall, auf jede Stellung, auf jede Geste, auf jedes eigne Lächeln, jeden Blick, die Zeitdauer des Gesprächs u. u. auf das peinlichste zu achten. Man sagt sich nach dem Wortlaut der Rollen Worte, die man sonst gar nicht zu denken wagen dürfte, Worte, die nicht ernsthaft gemeint sein sollen, mit denen man aber doch den Ernst des Lebens kopieren will. Man ist gezwungen, sich in recht sonderbare Situationen, ja in höchst intime Verhältnisse zu sonst ganz fernstehenden Personen lebhaft hineinzudenken — das alles ist von den gewöhnlichen Verhältnissen abweichend, ist originell und deshalb interessant und angenehm.

So herrschte denn auch hinter den Coulissen der Bühne im Rathhause saale zu M. ein fröhliches Leben und Treiben, wie es nur zwischen recht lebenslustigen, mit ihren augenblicklichen Verhältnissen recht zufriedenen Menschenkindern möglich ist. Witze, wohl auch sarkastische Bemerkungen flogen hin und her, Scherzen und Lachen ertönte zwischen den bunten Leinwandstreifen, welche Stüde von Zimmern und Landschaften darstellen sollten. In Gruppen oder paarweise standen hier und dort die nicht auf der Bühne Beschäftigten zusammen, und des öfteren mußte der Herr Regisseur Oberstlieutenant die Allzulauten durch ein langgezogenes „Pffff!" zum Schweigen bringen. Er wurde sogar etwas nervös, als wiederholt die Stichworte verpaßt wurden, ja, als er während einer Scene, die schon ziemlich glatt ging, die Bühne verließ und einen Rundgang um die Coulissen machte, kehrte er mit einer Falte auf der Stirn zurück, welche von der familienwetterkundigen Helene auf bevorstehenden Sturm gedeutet wurde. Diese Falte verlor sich auch nicht bis zu Ende der Probe, als der Oberstlieutenant plötzlich erklärte:

„Ich bitte die mitwirkenden Herren nach Schluß noch einen Augenblick hier zu bleiben!"

Diese Nachricht war den Herren nicht recht angenehm, weil sie des Vergnügens beraubt wurden, die Damen nach Hause zu bringen. Da diese aber Nachmittags um zwei Uhr genau genommen keinen sonderlichen Gefahren auf der Straße von M. ausgefetzt waren, mußte man sich wohl dem Wunsche des Direktors fügen. Dieser räusperte sich, nachdem die Damen den Saal verlassen hatten, einigemal und begann dann zögernd:

„Meine Herren! Ich bin in einer eigentümlichen Lage — ich bin weit entfernt, Ihnen irgend welche Vorschriften zu machen — ich bin auch vollkommen davon überzeugt, daß ich eigentlich gar kein Recht dazu habe, aber wir arbeiten an einem gemeinsamen Unternehmen, an einem wohlthätigen Unternehmen. Die Proben sind vortrefflich gegangen, aber Sie mißverstehen mich hoffentlich nicht, wenn ich Sie ersuche, wirklich recht dringend bitte, fortan etwas aufmerksamer zu sein und den mitwirkenden Damen nicht so sehr den Hof zu machen. Ich sehe erstaunte Gesichter, und ich hätte meine Bitte vielleicht nicht an Sie alle, sondern nur an einige, vielleicht sogar nur an einen der Herren richten sollen. Sie werden mich aber verstehen, wenn ich alles vermeide, was wie etwas „Persönliches" aussieht und mich an Ihre Gesamtheit wende, um nochmals unsere künstlerische Solidarität zu betonen. Ich habe als Künstler zu Künstlern gesprochen, und bitte meine Worte in keinem anderen Sinne aufzufassen. Ich danke Ihnen, meine Herren!" Dann verbeugte sich der Oberstlieutenant und ging mit Anstand ab durch die Seitenthür, das heißt in ein Zimmer neben dem Saale, welches zu einer Art Direktions-Bureau während der Proben diente.

Hier trocknete er sich den Schweiß von der Stirn und sagte aufatmend zu sich selbst: „So war es das Beste! So kann sich keiner getroffen fühlen! Auch er nicht! Das Gerücht hatte also recht! Er ist wirklich ein Don Juan. Ich glaube, ich habe ihn gerade bei einer feurigen Liebeserklärung überrascht! — Herein!"

Der letztere Ruf galt dem anklopfenden Lieutenant von

Heude, welcher auf den Anruf verlegen eintrat. Er hatte die Rolle des „Hilfsmann“ in dem Stücke, und war eine sonst wertvolle Kraft des Liebhabertheaters.

„Sie wünschen, Herr Kamerad?“ fragte der Oberstleutnant freundlich.

„Herr Oberstleutnant! Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen für die bewiesene Discretion zu danken. Ihre Rede hat doch bei mir ihren Zweck erreicht, und Sie sollen nicht mehr über meine Unaufmerksamkeit zu klagen haben. Sie gestatten mir aber jedenfalls die Erklärung, daß es sich um eine ernste, ehrenhafte Herzenssache handelt, die nur noch nicht so weit gediehen ist, um öffentlich bekannt gemacht zu werden.“

Der Oberstleutnant war ganz verblüfft. „Aber mein lieber Herr von Heude! In der That — sehr sonderbar! Ich habe Sie aber gar nicht gemeint, ich habe auch nicht gesehen, daß Sie irgend einer Dame besonders den Hof gemacht hätten, in der That ein Mißverständnis! Ich habe Sie auf Ehrenwort nicht gemeint.“ Jetzt war die Reihe an dem Lieutenant, verlegen und verblüfft zu werden.

„Entschuldigen Sie gütigst!“ stotterte er. Dann ging er mit dem drückenden Gefühl hinaus, sich ganz unnützer Weise verraten zu haben.

Der Oberstleutnant murmelte aber vor sich hin: „So! so! Also auch der! Wer hätte das gedacht! Und wie ungeschickt er in die Falle ging, die gar nicht für ihn gelegt war. Hätte ihn nebenbei fragen sollen, mit wem er sich nächstens zu verloben gedente; wäre vielleicht etwas indiskret aber doch interessant zu erfahren gewesen. Herein!“

Der anklopfende Fähnrich von Kampen trat ein. Sein Gesicht sah blaß aber entschlossen aus. „Sie wünschen?“ fragte der Oberstleutnant kurz, da er jetzt gern allein gewesen wäre.

„Herr Oberstleutnant, ich weiß nicht, woher ich den Mut nehme, Sie in dieser Angelegenheit anzusprechen. Aber Ihre Rede hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß ich als ehrlicher Mann sprechen muß. Ich danke Ihnen vor allem für Ihre Discretion und für die Schonung, mit welcher Sie mich behandelt haben, und meine unauslöschliche Herzensneigung —“ „Lassen Sie mich mit der in Ruhe, lieber Fähnrich!“ unterbrach ihn ärgerlich der Oberstleutnant. „Sie waren gar nicht gemeint, und ich bedauere lebhaft, daß Sie Veranlassung haben, sich durch meine Rede getroffen zu fühlen. Aber als Fähnrich haben sie sich wirklich noch um ernstlichere Sachen zu kümmern. Zu solchen Angelegenheiten sind Sie doch noch zu jung!“

„Herr Oberstleutnant! Ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen Mitteilungen zu machen. Wenn ich auch noch jetzt nicht daran denken kann, das angebetete Mädchen zum Altar zu führen, so steht mir doch kein Hindernis entgegen, sobald ich Offizier und Major sein bin. Meine Vermögensverhältnisse sind günstige.“

„Aber ich bitte Sie, Fähnrich! Erzählen Sie doch das meinnetwegen dem Vater Ihrer Angebeteten, was geht mich denn die Sache an! Ich bin doch nicht einmal Ihr direkter Vorgesetzter. Was soll ich denn mit der Sache? Ich danke.“ Die beiden letzten Worte sind das Zeichen, welches militärische Vorgesetzte geben, sobald eine Audienz bei ihnen zu Ende ist.

Der Fähnrich machte stumm Kehrt und verließ das Zimmer — den Tod im Herzen.

„Das sind mir schöne Sachen!“ monologisierte der Oberstleutnant, indem er in seinem Direktoriats-Heiligtum auf- und abging. „Kein Mensch glaubt, mit welchen Sachen man zu thun hat, wenn man sich mit dem Theater abgiebt. Fühlt sich der auch getroffen! Dieser Fähnrich! Nun sehe Einer an! Sieht aus, als könnte er keine Wässerlein trüben, als könne er nicht bis drei zählen! Aber diese Duckmäuser sind die schlimmsten! — Herein!“

Der anklopfende Gefreite und Komiker Neumann erschien in der Thüre und stellte sich in militärischer Haltung neben derselben auf.

„Was wollen Sie?“ fragte ihn der Oberstleutnant barsch; denn die unmittelbare aufeinanderfolgenden Besuche fingen ihm an unheimlich zu werden.

„Herr Oberstleutnant!“ sagte Neumann mit einem Pathos, wie ein Held im fünften Akt des Trauerspiels, „Herr Oberstleutnant! Sie waren vorhin so gütig, zu erklären, daß Sie als Künstler zu Künstlern reden. Ich erlaube mir daher, sie persönlich um Entschuldigung zu bitten, aber die junge Dame hat Geld, unserm Vorgesetzten auch einmal späterhin Direktor werden und könnte das Geld brauchen. Entschuldigen Sie, wenn ich zu sehr ins Zeug ging und Ihnen aufief; vor allem aber danke ich von ganzem Herzen für die Discretion, mit welcher der Herr Oberstleutnant die Sache behandelt.“

„Machen Sie, daß Sie herauskommen! Augenblicklich!“ schrie der Oberstleutnant im höchsten Jörn, und Neumann verschwand, als hätte ihn der Sturmwind verweht.

„Herr des Himmels! Ist denn heut die ganze Hölle losgelassen! Einer nach dem andern kommt sich entschuldigen, und der, den ich meinte, der Lieutenant von Bertram, läßt sich natürlich nicht blicken. Was hat meine Rede für eine ungläubliche Wirkung gehabt! Was sind das für Zustände! Da fahre doch ein Wörmohrenelement in den ganzen Theatersparken. Wenn noch einer kommt, giebt es ein Unglück!“

Aber es kam keiner mehr.

IV.

In der guten Stadt M., deren Einwohner sich wirklich mehr als notwendig um ihre Mitmenschen bekümmerten, gingen verschiedene dumpfe Gerichte, deren Gegenstand der interessante Lieutenant von Bertram war. In der That war mit diesem jungen Herrn eine eigentümliche Veränderung vorgegangen, die nicht nur den ihm am nächsten stehenden Personen, d. h. seinem Burtsort und seinen Kameraden, sondern auch weiteren Kreisen auffallen mußte.

Der flotte, leichtlebige, stets zu Scherzen aufgelegte Lieutenant war ein kopfhängerischer, trübseliger Misanthrop geworden, dem das Lachen etwas Unbekanntes zu sein schien und dessen Gesicht augenblicklich sehr gut als Firmenschild für ein größeres Essiggeschäft hätte benutzt werden können. Die psychologischen Sachverständigen von M. konnten sich über diesen Zustand und seine Ursachen nicht einigen. Die

männlichen diagnostizierten auf Schulden, die weiblichen auf Liebe. Wie fast immer behielt auch hier die edle Weiblichkeit recht. Ja, der berühmte Herzensbrecher und Sekondeleutnant (von Bertram) war dem unentrichtbaren Schicksale, das schließlich alle Don Juans trifft, nicht entgangen; er liebte. Diese Liebe war ungeheuerlich flammend, pyramidal und in beängstigendem Wachstum begriffen, weil der Liebende auf einen Widerstand stieß, den er bisher gar nicht gekannt hatte, einen Widerstand, der ziemlich unerklärlich wurde, weil die Dame seiner Liebe keine Bewerbungen zuerst nicht mißfällig betrachtete hatte.

Frau von Kröben hatte in der That an dem lebensfrischen jungen Manne, der unverblümt und, wie es schien, aufrichtig seine Huldigungen darbrachte, einen Gefallen gefunden, an den sie gar nicht denken konnte, ohne von eigentümlichen Gefühlen bewegt zu werden. Da kam ein Reiz in der Frühlingnacht in Gestalt eines anonymen Briefes und legte sich auf das blauglänzende zarte Blümlein der Witwenliebe, bis diese zu welken begann. Ob Eifersucht, Mißgunst, Haß, Rache oder ein anderes unangenehmes Menschengefühl diesen Brief diktiert hatte, können wir nicht feststellen, aber das Schreiben warnte die schöne Frau energisch vor dem flatterhaften Lieutenant, ermahnte sie, ihren Ruf zu schonen, schilderte die Don Juans-Streiche aus des Lieutenants Vergangenheit in dunkelsten Farben und brachte Mißtrauen, Angst und Verwirrung in das Herz der jungen Frau.

(Schluß folgt.)

Heimatlose Götinnen.

Eine Plauderei von F. von Kapff-Essenther.



„In den Salon natürlich!“ rief die junge Frau.

„Ich würde raten, in das Wohnzimmer,“ sagte der alte Freund und Berater.

„Aber, lieber Professor, derlei gehört doch nicht in die Alltäglichkeit des Wohnzimmers — ein Götterbild — die Grazien!“

„Sie meinen, junges Frauchen? Nun, ich bin ganz anderer Meinung.“

„Überhaupt, ein recht sonderbarer Einfall meines Mannes,“ meinte die Dame und blickte etwas mißtraulich nach der holden, aber unbekleideten Schönheit der gypsernen Götinnen.

Der Gatte hatte den Abguß im Comptoir, wahrscheinlich von einem Hausierer erstanden, und durch einen Kommissionär unvermutet nach Hause geschickt; die junge Frau hatte eben Besuch, den Besuch ihres alten Freundes und Lehrers, welcher ihre Ausbildung vollendet hatte. Sie betrachteten beide die „Grazien“, welche, weißleuchtend, lieblich umschlungen, etwas fremd, aber doch mit himmlischer Unbefangenheit dreinblickend, auf dem Tisch standen. Wohin damit?

„Ihr Gemahl hat Schönheitssinn,“ fuhr der Professor fort, „trotz seines etwas rauhen und burchitosen Wesens. Ich habe schon oft bemerkt, wie seine Augen bei einem schönen Anblick leuchten.“

Die junge Gattin blickte erstaunt auf. Offenbar hatte sie ihren Mann in dieser Beziehung noch gar nicht beobachtet.

„Es ist wahr,“ gab sie jetzt zu, „wir pflegen ja auch die Kunstausstellungen zu besuchen, das Belvedere, das Gypsmuseum, und ich kann mich auch daran freuen, dank dessen, was ich von Ihnen gelernt habe, lieber Professor. Aber — ich bleibe dabei — in unser modernes, nüchternes Alltagsleben passen solche heidnische — uns ganz fremde — unjener Art widersprechende Götterbilder nicht hinein.“

„Ich dachte nun gerade, sie sollten, sie müßten uns erinnern, daß wir noch Lebensideale haben, welche in einer, dieser nüchternen, modernen Alltäglichkeit entrückten Region wohnen. Wollen wir die Grazien ganz aus unserem Dasein verbannen? Das hieße uns der Barbarei überantworten. Wo aber sollen die holden Himmelstöchter haufen? Im Altertum hatten sie ihre eigenen Altäre, erhielten ihre eigenen Opfergaben. Die klugen Alten wußten sehr gut, daß ohne sie das Leben jedes edleren Reizes bar wäre. Sie verehrten nicht nur die sieghafte Schönheit, sie verehrten auch die Anmut, welche ihren goldigen Zauber über unser Dasein ausgießt. Die Schönheit ist Erscheinung — ist ein für sich Seiendes — die Anmut liegt nur in der Art zu sein, sich zu geben. Schönheit ist eine Gabe der Natur, nicht zu erbitten, nicht zu erzwingen, Anmut kann erworben werden. Venus ließ sich von den Grazien begleiten, schmücken, salben. Die Liebesgöttin war schön dem Meereseschaum entstiegen — aber sie gefiel durch den Zauber, den ihr die Grazien verliehen — durch die Anmut des Wesens, der Bewegung. Es waren drei junge, holde Mädchen, stets innig umschlungen. Euphrosine hieß die eine, die fröhliche — die andere Aglaja, die glänzende — die dritte Thalia, die grünende. Aber ihre Altäre verfielen. Nur noch als ein Bild, als ein Symbol leben sie unter uns. Unser öffentliches Leben hat keinen Sinn, keinen Raum, keine Zeit für den Dienst der Grazien. Es ist ausschließlich der Nützlichkeit gewidmet. Wenn man idealer Schönheit ein Opfer bringt, so ist es ein Monumentalbau, der Millionen kostet. Wo sollen unsere zarten, jungfräulichen, bescheidenen „Grazien“ bleiben? Im Salon, sagen Sie, schöne Freundin. Aber unsere Salons dienen meist konventionellen Zwecken — spielen eine kleine Rolle im engeren, bürgerlichen Leben — im Salon sind wir am wenigsten Menschen! Aber gerade unser Menschentum soll die Grazie verkörpern! Sollen wir ihr also einen Platz in unjener Wohnstube. Blicken Sie nicht so zweifelnd hinüber nach den drei Lieblichen! Sie werden hier auf Ihrem schwedischen Dien stehen — oder dort auf einer Konsole, aber wenn Sie mich recht verstehen, so werden sie überall in Ihrem Hause unsichtbar gegenwärtig sein. Sie machen Toilette; am Morgen für das Haus. Nur das einfache Morgenhäubchen, nur der schlichte Morgenrock. Aber die Grazien waren dabei, es ist alles so sorgsam angelegt, das Häubchen sitzt so gut auf dem gekräuvelten Haar, alles Saffige, Unschöne wurde vermieden, Sie sehen anmutig aus, Sie sind das so gewohnt. Sie lassen sich niemals gehen, Ihre Erscheinung ist nie verwahrloht. Sie brauchen nie zu erschrecken, weil Sie nicht angezogen sind. Die Grazien sind im Hause, und diese billige Spitze und jenes einfache Schürzchen, es wird so gefällig getragen, daß es immer gut aussieht. Und diese

Nettigkeit, diese Anmut, dies Ausschalten giebt eine Art von schönem Selbstbewußtsein, es giebt eine harmonische Stimmung. Eine Frau, welche immer so angekleidet ist, daß sie sicher ist, anmutig auszusehen, wird nicht so leicht einer bösen Laune verfallen, als sonst. Oder Sie machen Toilette für die Gesellschaft. Wenn die Grazien im Hause sind, bedarf es keiner Sensationsrobe, keiner Juwelen, keiner kostbaren Stoffe. Das Einfache sieht gut aus, kleidet — es ist ganz unbegreiflich, wie reizend die Dame aussieht in solch einer „Fahne“ — in einem Kleide, welches sie schon in der vorjährigen Saison trug. Die andern geben sich Mühe, es ihr nachzuahmen, wie sie ihr Haar trägt, wie sie eine Blume ansteckt, wie sie ihre Hüte aufsetzt, aber es will nicht gelingen. Die Grazien sind nicht in ihrem Hause. In dem Hause, wo sie heimlich sind, sieht es immer so wohllich aus — man könnte nicht erklären, woran das liegt. Die Möbel sind nicht ganz modern und auf die „Echtheit“ des altdeutschen Schreines dort kann man nicht gerade schwören. Diese farbigen Tapeten hat man jetzt nicht — und dennoch atmet jedes Winkelchen Wohllichkeit und Behagen. Es ist alles so eingerichtet, alles so geschmückt, daß das Auge mit Behagen darauf ruht. Man fühlt eine liebevolle Hand, welche hier gewaltet, man atmet ein unsichtbares Fluid von häuslichem Behagen. Ein liebender, ein allgegenwärtiger Geist waltet hier, dem nichts gleichgiltig ist, was das liebe Haus umschließt.

Die Grazien sind in diesem Hause. Man vermag vor ihrer unsichtbaren Nähe kein häßliches, kein niederes Wort auszusprechen. Man läßt sich auch in dieser Beziehung nicht gehen. Sie sehen mich wieder zweifelnd an. Soll man sich denn auch zu Hause Zwang auferlegen? In einem gewissen Grade gewiß. Es ist auch gar nicht so schwer, als man anfangs meint. Eine gewisse Schonung vor häßlichen Launen, vor bösen Worten wird bald zur zweiten Natur — und man übt bald unbewußt, was man sich anfangs als bewußte Zurückhaltung auferlegte. D — es ist nicht auszusprechen, wie mörderisch das „Sich gehen lassen“ schon für das Familienglied geworden ist, nicht auszusprechen, wie veredelnd, wie beglückend die Wahrung anmutiger Lebensformen auch im Familienkreise ist. Wie viel böse Stimmungen, wie viel düstere Gespenster, wie viel schlimme Anwandlungen können im Keime erstickt werden, weil diese anmutige Lebensform sie nicht aufkommen läßt, weil die gegenseitige Achtung und Sympathie, welche sich darin ausdrückt, keine Atmosphäre ist, worin Zwietracht, Mißvergnügen, Rücksichtslosigkeit leicht gedeihen können.

Die wenigsten bedenken, wie verhängnisvoll manchmal ein Augenblick dadurch werden kann, daß die Grazien ihm entflohen. Denken Sie sich ein junges Paar: sie thaten bisher alles, um einander im besten Lichte zu erscheinen, um einander das Leben anmutig zu erklären. Sie schmückte sich, um ihm zu gefallen, sie verläugnete ihre kleinen Launen — sie sprach zu ihm sanften, liebevollen Tones — sie suchte ihm die Stunden, die er bei ihr zubrachte, so heiter und angenehm als möglich zu machen. Er hatte sein rauhes Wesen im Zaum gehalten, gewisse kleine, nicht gerade schöne Angelegenheiten seines Junggefallenlebens zurückgedrängt, sie erzielten einander in einer Art rosigter Verklärung. Sie suchten einander zu gefallen. Und da kam einmal der Moment, wo zum erstenmale die Grazien flohen. Ein kleiner Streit entstand — ein Wortwechsel — ein häßliches Wort fiel, darauf ein zornverzerrtes Gesicht, ein böser Blick, eine noch häßlichere Antwort; in diesem Augenblicke erschienen sie selbst einander häßlich — in diesem Augenblicke liebten sie sich nicht — der Zauber war gebrochen. Es ging wohl vorüber und die Grazien kamen wieder; aber sie wohnten doch nicht so sicher mehr in diesem Hause — und der einzige Augenblick war vielleicht der erste kleine Anfang zu einem langen, großen, freßenden Unglück.

Doch fort mit diesem traurigen Bilde. Aber die Grazien — ja sie sind Hausgötter. Wehe uns, daß wir dessen so wenig, so selten eingedenk sind. Was lehrt man uns nicht alles in unserer Jugend — was lehrt man nicht vor allem unseren jungen Mädchen! Wie viel abstrakte Kenntnisse, wie viel äußerliche Fertigkeiten. Aber von dem Kultus des Schönen, des Anmutigen erfahren sie nichts. Man glaubt, das Schöne sei nur für die Reichen da, welche sich teure Möbel, kostbare Gemälde kaufen können. Wenn es hoch kommt, geht man in eine Ausstellung, in eine Galerie, in ein Museum. Nun hat man das Seine gethan — für Apoll, den schönsten der alten Götter. Aber die Grazien? Man weiß eben von ihnen, daß Canova sie gemeißelt hat und das man das Wort „graziös“ nach ihrem Namen gebildet hat. Ihre ursprüngliche Bedeutung — die Anmut der Bewegung — die Schönheit in der Art zu sein, zu leben, diese Bedeutung ist verloren gegangen. „Ich habe keine Zeit,“ oder „ich habe kein Geld,“ das erwidern die Frauen, wenn man sie an ihre natürliche Aufgabe erinnert, den Grazien zu dienen. Als ob man Zeit oder Geld dazu brauchte, anmutig zu sein, das Haus mit Anmut zu füllen. Der geschmacklose Putz und die nüchterne Häuslichkeit bedürfen genau ebensoviel Zeit und Geld. Aber der erschlossene Sinn für den Reiz des Daseins, für die Ausschmückung des Alltagslebens, für das Gefällsame im Kleinen und Gewöhnlichen — das fehlt den meisten. Die Grazien sind nicht in ihrem Hause, und das ist traurig. Die Grazien sollten Hausgötter sein.“

„Gut dann, sie sollen hier bleiben — die Grazien — in unjermem Wohnzimmer,“ sagte die junge Frau erröthend. „Sie haben mich überzeugt! Aber, lieber Professor, wissen Sie, was ich mir dachte, während Sie sprachen? Warum haben Sie denn keine eigene Häuslichkeit, um den Grazien ein Heim zu bieten! Da predigen und predigen Sie — und wenn die Grazien zu Ihnen kommen, so haben Sie kein Haus für sie.“

Halb wehmütig, halb verlegen erwiderte er: „Ja, so geht es uns Lebenskünstlern! Wir kommen vor lauter Theorie nicht zur Praxis. Ich bin ein Feigling — ich gestehe es. Ein Haus, in dem die Grazien nicht wohnen, schien mir die Hölle. Und aus lauter Furcht, sie könnten meinem Hause einmal entfliehen, habe ich dies Haus lieber gar nicht erbaut.“

Die junge Frau lachte jetzt herzlich. Ihre rosige, strahlende Miene verriet, daß sie sich stark und mutig fühlte, für das Glück ihres Hauses einzutreten.

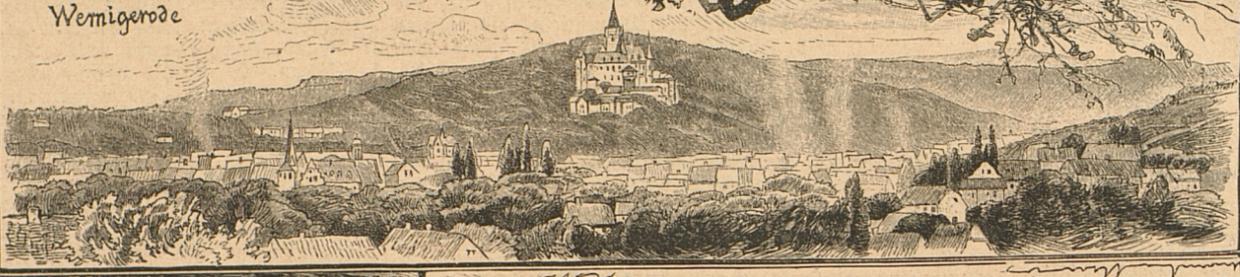
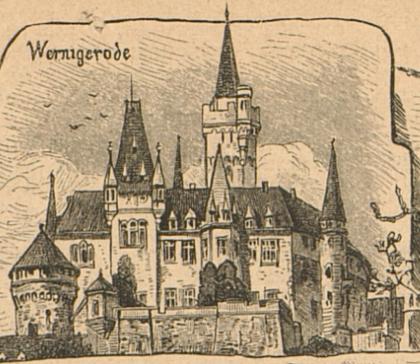
„Und nun — wo sollen die „Grazien“ hier aufgestellt werden?“ rief sie heiter. „Raten Sie mir! Ich möchte, daß sie schon an ihrem Platze sind, wenn mein Mann nach Hause kommt. Es wird ihn freuen. Wo machen sie sich am besten? Ich denke dort, zwischen dem Epheu, nicht?“

— E n d e . —

Landschaftsbilder aus dem Harzgebirge.



Hugo Mühlig

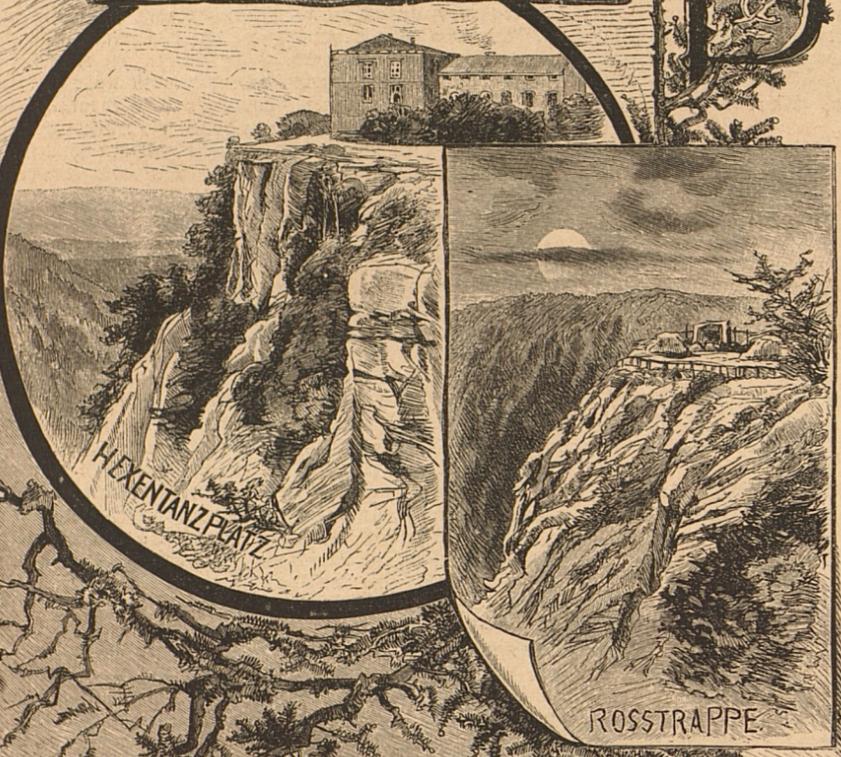


Der Sommer naht mit seinen heißen Tagen, mächtig treibt es uns hinaus in die freie Natur! Es werden Reisepläne gemacht und die Gegenden gewählt, die wir, je nachdem Mittel und Verhältnisse es erlauben, für längere oder kürzere Zeit zu besuchen gedenken.

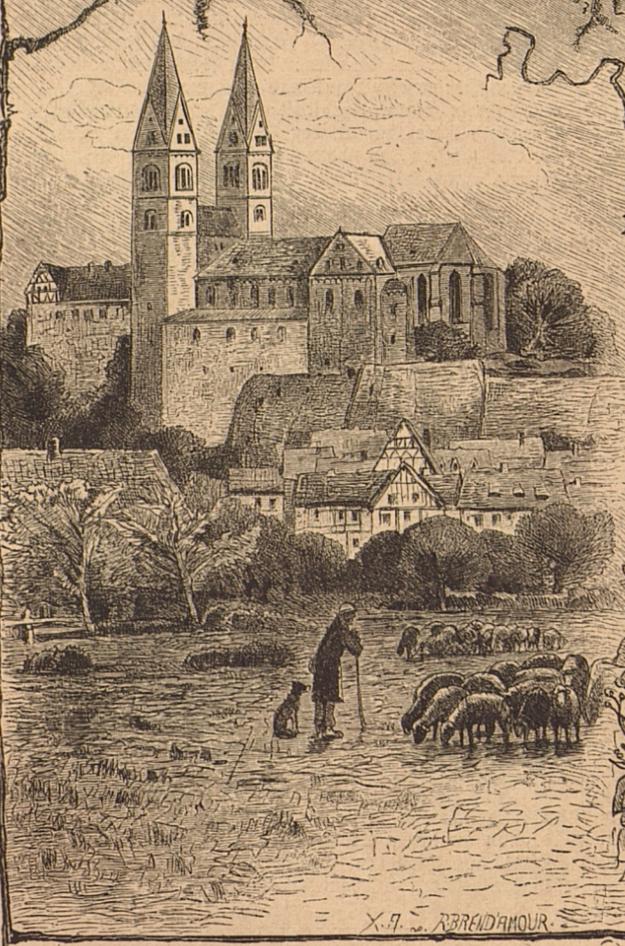
Unter den Gegenden, welche sich durch ihre landschaftlichen Reize auszeichnen, wird der Harz von vielen bevorzugt, weil er in seinem Naturcharakter eine schöne Vereinigung von Strenge und Lieblichkeit zeigt, und durch Eisenbahnverbindungen von allen Seiten leicht und schnell zu erreichen ist. Fassen wir ihn etwas näher heute ins Auge!

Als das nördlichste Gebirge Deutschlands, erhebt sich der Harz aus dem Hügellande zwischen Saale und Leine in Gestalt eines Kreisbogens, der, 90 Kilometer lang und 30 Kilometer breit, sich von Nordwesten nach Südosten erstreckt und theils zu Braunschweig, theils zu Preußen und Anhalt gehört. Diese Gebirgsmasse, deren höchster Punkt bekanntlich der Brocken — 1140 Meter über dem Meere — ist, hat in ihrem Haupttheil eine plateauartige Oberfläche, welche von tiefen Schluchten durchschnitten und von Bergen mit zumeist sphärischen Kuppen überragt wird. Obschon ohne Seen und schiffbare Flüsse, ist der Harz doch reich an malerischen Landschaften, die sich dem Auge des Reisenden im bunten Wechsel darbieten. Vor allem sind es die prächtigen Waldungen, welche diesem Teil Deutschlands einen besonderen Reiz verleihen. Um alle interessanten Partien zu besuchen, bedarf man einer Zeit von mindestens vierzehn Tagen; doch genügt auch schon ein Aufenthalt von wenigen Tagen, um wenigstens die schönsten Punkte kennen zu lernen.

Nähert man sich dem Harz von Berlin aus in der Absicht, zunächst Thale mit seiner pittoresken Umgebung zu besuchen, so bildet die vorletzte Station auf dieser Route die altertümliche Stadt Quedlinburg, welche inmitten der schönsten Blumenfelder liegt. Letztere zeugen für die fleißige Blumenkultur, die hier in wahrhaft großartigem Maßstabe betrieben wird. Von



QUEDLINBURG



X. A. BREIDAHOUB



PARTIE AUS HARZBURG



FALKENSTEIN



Partie aus dem Okerthale. Originalzeichnung von Helmut Rabe.

H. RABE
1886

diesem Blüten schmuck wendet sich unser Blick den historischen Sehenswürdigkeiten der Stadt zu. Da erinnern wir uns denn, daß in Quedlinburg Klopstock und der Geograph Ritter geboren wurden; letzterem ist hier ein Denkmal errichtet und ersterem in neuerer Zeit eine Gedächtnistafel an seinem Geburtshause gestiftet worden. Im gegenwärtigen Säculum erblickten in Quedlinburg außer verschiedenen bekannnten Buchhändlern der Dichter Julius Wolff das Licht der Welt. — Hochinteressant sind die Sammlungen der Altertümer im Rathause und die Grabmäler in der 1128 erbauten Schloßkirche. In letzterer ruht neben seiner Gemahlin Mathilde der Begründer der Stadt, Heinrich I., der am sogenannten „Finkenherd“ die Königskrone erhalten haben soll. Etwas abseits von seinem Grabe befindet sich die Gruft mit der Mumie der Gräfin Aurora von Königsmark, einer Geliebten Augusts des Starken, die in Quedlinburg als Propstin starb. Außerdem enthält diese Kirche noch verschiedene andere interessante Grabmäler, Reliquien und Altertümer, welche den Besuchern gezeigt werden.

Angesichts der düsternwobenen blauen Harzberge, die aus der Ferne gar verlockend herüberwinken, beieilt sich der Reisende, die Fahrt fortzusetzen, welche ihn in kaum einer halben Stunde von Quedlinburg nach Thale führt. Ein Dorf von ca. 3700 Einwohnern, ist Thale eine Hauptstation für Touristen, die von hier aus ihre Ausflüge antreten. Der Ort selbst liegt am Eingang ins hochromantische Bodethal, das mit seinen wilden Felsenerien den Glanzpunkt des ganzen Harzes bildet. Von der schäumenden Bode durchflossen, zieht sich dasselbe in zahlreichen Windungen dahin, als eine tiefe Schlucht, die auf beiden Seiten von steilen, zerrissenen Felswänden begrenzt wird. Letztere treten an einigen Stellen so dicht an die Ufer heran, daß der Fußweg nur durch Absprengungen geschaffen werden konnte. Folgt man diesem wildschönen Thal, so gelangt man an seinem oberen Ende nach dem hübsch gelegenen Dorfe Treseburg.

Nächst dem Bodethal sind es besonders die Roßtrappe und der Hexentanzplatz, welche von den Harzreisenden besucht werden. Erstere ist der äußerste Vorsprung eines schmalen, senkrecht aus dem Bodethale aufsteigenden Gebirgsfegels und so genannt nach einer Felsvertiefung in Form eines Pferdehufes, die, wie die Sage erzählt, als Abdruck von dem furchtbaren Sprunge herrühren soll, welchen das Roß einer verfolgten Jungfrau von dem gegenüberliegenden Hexentanzplatz einst gemacht habe. Auf diesem Punkte hat man eine schauerlich schöne Aussicht in die düstere Schlucht, sowie ein feines Echo. Umfassender ist der Blick vom Hütel auf der Höhe, wo man bei klarem Wetter die Thürme des Magdeburger Domes erkennen kann.

Etwas mühsamer als die Roßtrappe ist der Hexentanzplatz zu ersteigen. Mehrere Wege führen hinauf, unter ihnen einer, der nicht weniger als 264 Stufen zählt. Aber man bedauert diese Anstrengung nicht, wenn man, auf der lustigen Höhe angekommen, das herrliche Panorama überschaut, welches sich hier dem Auge darbietet. Weit über das Bodethal und die gewaltigen Klippen des Roßtrappfelsens hinaus reicht der Blick bis zum mächtigen Brocken. Besonders schön ist diese Fernsicht bei Sonnenuntergang. Dann schwebt über den bewaldeten Höhen ein wunderbar rosiges Dufte, während die Thäler und tiefer gelegenen Punkte sich in ein bläuliches Dunkel hüllen.

Von weiteren Ausflügen mögen hier nur einige der beliebtesten erwähnt sein. Da ist zunächst die schöne Tour nach Rübeland, die rüstige Fußgänger zum Teil durch das Bodethal machen. Rübeland ist ein braunschweigischer Hüttenort, in dessen Nähe sich zwei interessante Höhlen, die Baumanns- und die Viels-Höhle, befinden, von denen die erstere, als die größte, am meisten besucht wird. Sie besteht aus einer langen Flucht von Grotten und Wölbungen, welche unzählige Tropsteinbildungen in allerlei phantastischen Formen enthalten. Von Rübeland führt dann eine schöne Straße über den Biegenkopf nach Blankenburg, in dessen Schloß das Geburtszimmer der Kaiserin Maria Theresia gezeigt wird. Etwa eine Stunde von Blankenburg entfernt erhebt sich die uralte Feste Regenstein, die eine herrliche Aussicht bietet. Auf dieser an sehenswerten Punkten reichen Tagestour gelangt man von Blankenburg in ungefähr anderthalb Stunden nach Thale zurück.

Eine andere nicht minder schöne Excursion ist diejenige von Thale über Suderode und Victorshöhe nach dem reizend gelegenen Alexissbad. Der Rückweg führt durch das liebliche Seltenthal nach dem Eisenhüttenort Wägdesprung und dann weiter an Schloß Falkenstein vorüber nach Ballenstedt. Vom hohen Thurme dieses Schloßes hat man eine entzückende Aussicht auf das Seltenthal. Aber auch das Schloß selbst bietet, von unten gesehen, einen hübschen Anblick, auf welchen Bürger's Schilderung in der Ballade paßt:

„Von drüben herüber, von drüben herab,
Dort jenseits des Baches am Hügel,
Blickt stattdlich ein Schloß auf das Dörschen im Thal,
Die Mauern wie Silber, die Dächer wie Stahl,
Die Fenster wie brennende Spiegel.“

Zu den beliebtesten Punkten des Harzes zählt ferner das ca. fünf Stunden nordwestlich von Thale gelegene Wernigerode, eine freundliche Stadt, die sich mit ihrer reizenden Umgebung ganz besonders zu längerem Aufenthalte eignet. Von der Stadt führt ein anmutiger Weg hinauf zum gräflich Stolberg'schen Schloße, welches sich auf einem Hügel erhebt und von einem großen Tiergarten umgeben ist. Viele Reisende machen von Wernigerode aus die Tour nach dem etwa fünf Stunden entfernten Brocken und nehmen dann den Rückweg durch das Metthal nach Hlenburg, um von hier aus nach Harzburg zu besuchen. Wie Wernigerode, so ist auch Harzburg ein beliebter Sommeraufenthalt, der in seiner berg- und waldbreichen Umgebung viele schöne Punkte aufzuweisen hat. Einer dieser letzteren ist die Anlage „unter den Eichen“, wo eine Fontaine spielt und Nachmittags Kurmusik stattfindet. Unter den Sehenswürdigkeiten sei hier nur der Burgberg genannt, auf welchem die berühmte Kaiserburg, die Harzburg, gestanden hat. Jetzt zeugen von derselben nur noch geringe Überreste.

Wer die vorerwähnten Hauptpunkte des Harzes besucht, der wird sich durch sie gewiß in hohem Grade gefesselt fühlen und das düstige Waldgebirge mit seinen lieblichen Ortschaften nur ungern wieder verlassen.

Th. Stromer.

Wunder des Hypnotismus.

Wir befinden uns bei einem Arzte, der sich eingehend mit dem Studium des Hypnotismus beschäftigt und uns gestattet Zeuge einiger jener seltsamen und überraschenden Experimente zu sein, welche Aufschlüsse über manche Rätsel vergangener Zeiten geben und berufen erscheinen, zur Erklärung des geheimnisvollen Seelenlebens beizutragen.

Nachdem der Doktor uns erjucht hat, weder durch vorzeitige Fragen, noch durch Unruhe seine Manipulationen zu unterbrechen, führt er ein junges sechzehnjähriges Mädchen herein, das er auf einem bequemen Sessel Platz nehmen läßt. Hierauf nimmt er einen zugespitzten Bleistift von seinem Schreibtische und bringt denselben mit der rechten Hand in die Augennähe des Mädchens, das er auffordert, fest und unverwandt auf die Spitze zu blicken. Nach einiger Zeit beginnen die Augen des Mädchens sich leicht zu röten und schwach zu thränen. Der Arzt führt die Spitze allmählich höher, die Augen folgen dieser Bewegung und nehmen einen eigentümlich starren Ausdruck an; die Pupille ist erweitert und der Augapfel tritt stärker hervor, als vorher.

Gleichzeitig ist aber eine Veränderung in dem ganzen Wesen des Mädchens vorgegangen. Es antwortet nicht auf laut gestellte Fragen, es bleibt unbeweglich in der angenommenen Lage, es äußert keine Schmerzempfindung, wenn der Arzt ihm eine Nadel tief in den Arm steckt . . . es schläft mit offenen Augen.

Das Mädchen befindet sich in dem Zustand der Hypnose. Dieser Schlafzustand unterscheidet sich von dem natürlichen Schlafe in mancherlei Beziehungen. Bei jenem sind die Augen geschlossen, bei diesem geöffnet; ein lautes Geräusch, ein Anruf, starke Reize, Schütteln, zugefügter Schmerz erwecken den natürlich schlafenden, wogegen die hypnotisierte Versuchsperson auf heftige Angriffe nicht reagiert. Ein leichtes Anblasen der Augengegend ermuntert sie dagegen sofort.

Es giebt Arzneimittel: Chloralhydrat, Morphinum, indischen Hanf und verschiedene betäubende Pflanzengifte, die den Menschen in Bewußt- und Empfindungslosigkeit versetzen; wie bekannt werden im Chloroform- oder Lachgasrausche die schmerzhaftesten chirurgischen Operationen vollzogen, ohne daß der Patient die Eingriffe des Messers, der Zangen und Sägen spürt. Der hypnotische Zustand wird jedoch nicht mit Hilfe von Arzneimitteln hervorgebracht, sondern entsteht dadurch, daß der Operateur durch bestimmte Handgriffe auf die Augenmuskulatur der Versuchsperson einwirkt, die er zunächst durch das Anstarrenlassen eines beliebigen kleinen Gegenstandes, einer Bleistiftspitze oder eines glänzenden Knopfes aus Glas oder Metall in seine Gewalt nimmt.

Notwendig ist, daß der Operateur die Augenmuskeln durch kaum merkliche, ungemein sanfte Behandlung allmählich seiner Herrschaft unterwirft, wenn die Herbeiführung der Hypnose gelingen soll, und gerade dieser Umstand erscheint seltsam und wunderbar. Keine betäubende Arznei wird angewandt, kein geheimnisvolles Zaubermitel . . . ein ungewohnter, kaum merkbarer auf die Augenbewegung ausgeübter Zwang reicht aus, um eine Wirkung zu erzielen, welche Ähnlichkeit mit der Wirkung narkotischer Gifte hat.

Es würde zu weit führen, hier auf die Erklärungen einzugehen, die von den Physiologen aufgestellt werden. Wir wollen nur betonen, daß das Auge das wichtigste Sinnesorgan des Menschen ist. Mit dem Blicke erfassen wir die uns umgebende Außenwelt, der Blick leitet unsere Schritte, unsere Handlungen. Im Dunkel, mit verbundenen Augen sind wir hilflos, können wir nur tappend gehen und die einfachsten Verrichtungen nicht ausführen ohne besondere Anstrengung des Nachdenkens und Überlegens. Werden nur die Augenmuskeln, welche den Augapfel bewegen und dadurch den Blick zustande bringen, d. h. die Durchmusterung, Prüfung der Außenwelt ermöglichen, in ungewohnter Weise in Anspruch genommen, unter Zwang gestellt, willenlos gemacht, so wird auch die Denkfähigkeit, die Auffassungsfähigkeit des Gehirns beeinflusst. Durch die Hemmung der Augenthätigkeit wird auch ein Teil der Gehirnthätigkeit gehemmt.

Umgekehrt beeinflusst die Thätigkeit des Gehirnes diejenige der Augen. Sowohl ein auffallend starrer als ein auffallend unsfäher Blick sind charakteristische Zeichen des Trümmes in seinen verschiedenen Formen, während der freie offene Blick zur geistigen und moralischen Gesundheit gehört.

Es ist jedoch nicht jedes Individuum zur Hypnose veranlagt, und bei den Menschen, welche sich zum Hypnotisierwerden eignen, ist die Form, in welcher der seltsame Schlafzustand auftritt, nicht immer ein gleicher, diejenigen Personen, welche bereits hypnotisiert wurden, fallen um so leichter in den gewünschten Zustand, je öfter sie denselben durchmachten. Bei solchen genügt mitunter das feste Bestehen der Person des Operateurs, ja selbst der bloße Gedanke daran, daß sie hypnotisiert werden sollen, versetzt sie in Schlaf. Aus dieser Beobachtung ergibt sich, daß das Hypnotisieren starke Einwirkung auf die Gehirnthätigkeit ausübt und gleichzeitig die Warnung vor unkundig angestellten Experimenten, denn es können für die Versuchsperson schwer zu beseitigende Nachteile daraus erwachsen. Es sind Fälle dagewesen, daß Unberufene besonders empfindliche Personen in den hypnotischen Zustand versetzten, es ihnen aber nachher nicht möglich war, dieselben wieder zu erwecken. Nur dem mit hypnotischen Erscheinungen vertrauten Arzte gelang es, den Bann zu lösen.

Während der Hypnose ist das Bewußtsein tief herabgedrückt, die Urteilsfähigkeit ist so gut wie gar nicht vorhanden. Dennoch aber besteht zwischen der Außenwelt und dem Hypnotisierten ein Zusammenhang. Die schlafende Person sieht den Operateur, selbst wenn die Augen geschlossen erscheinen, durch die Lidspalte und läßt sich durch ihn zu den sonderbarsten Nachahmungen bewegen.

Dem Mädchen, von welchem vorhin die Rede war, werden die Arme langsam aneinander gelegt. Der Operateur nimmt dieselbe Stellung ein und macht eine wiegende Bewegung, die das Mädchen sofort nachahmt. Dabei nimmt das Gesicht den Ausdruck der Fremdlichkeit an, das Haupt neigt sich ein wenig den leeren Armen zu und das ganze Gebahren macht den Eindruck, als sei das Mädchen allen Ernstes beschäftigt, behutsam und hingebend ein Kind zu halten und zu warten. Aus dem hypnotischen Zustande erweckt und durch Fragen und Andeutungen geleitet, erfährt das Mädchen, in Wirklichkeit

ein Kind in den Armen gehalten zu haben, ja es würde beschwören, daß dies der Fall gewesen sei.

Nicht immer ist man in der Lage, die Erinnerung an die in der Hypnose begangenen Handlungen derart zu wecken, daß sie in normalem Zustande deutlich wird, sondern sehr häufig weiß die Versuchsperson erwaucht nicht mehr, was sie hypnotisch that. Wohl aber erinnert sie sich dessen, sobald sie wieder hypnotisiert wird, so daß solche Personen ein geistiges Doppelleben führen: das eine im normalen, das andere im hypnotischen Zustande.

Dem Mädchen, das zu den Versuchen dient, werden die wiegenden Arme sanft aus einander genommen, worauf der Arzt ihre Hände leicht zusammenfaltet. Auch jetzt ändert sich der Ausdruck des Antlitzes, über das sich der Schein der Andacht legt. Das Falten der Hände zwingt nun, Vorstellungen von religiösen Dingen in dem traumbehafteten Gehirn wachzurufen, das Mädchen glaubt den Lichterglanz des Hochaltars zu erblicken, eine Engelschaar, ja die Jungfrau Maria selbst in strahlender Glorie. Man hat bei Hypnotisierten unter ähnlichen Umständen eine Verklärung der Gesichtszüge beobachtet, daß sie den Visionären gleichen, welche die alten Meister auf ihren Bildern darstellten, und nachher von ihnen erfahren, daß die also Verückten den Himmel offen sahen und die Herrlichkeit einer anderen Welt erschauten.

Werden die Augenlider des Mädchens nun sanft zugeedrückt und fährt der Operateur einigemal mit der erwärmten Hand langsam von oben nach unten über das Gesicht, ohne dasselbe zu berühren, so fällt das Mädchen in tiefen Schlaf. Es ist dies der sogenannte magnetische Schlaf, den nicht nur Mesmer und seine Anhänger hervorgerufen und zu Heilzwecken zu benutzen verstanden, sondern der auch schon den Ägyptern, den Griechen und römischen Magiern bekannt war. Die Telschienen, welche als zaubernde und beherzende Menschen beschrieben werden, scheinen ihren Namen geradezu von dem griechischen Worte „thelgeia“ zu haben, das so viel bedeutet als: streicheln, sanft berühren, einschläfern, täuschen, bethören. Ebenfalls wird berichtet, daß indische Zauberer ihre Opfer durch Streicheln, und andere Künste in sanften Schlaf zu bringen wissen und sie alsdann berauben.

Wir müssen uns hier verjagen, auf die überraschenden Deutungen einzugehen, welche die allerdings tief verschleierte Geheimnisse alter Priesterweisheit durch den Hypnotismus erhalten. Überall, wo von der heilenden Hand der Priester in den Überführungen die Rede ist und von den Wundern der Magier, scheinen hypnotische Manipulationen der eigentliche Kern zu sein.

Wenden wir uns in Kürze daher zu der zweiten Versuchsperson, einem Knaben, der hypnotisiert den Einbildungsvorstellungen leicht unterliegt. Eine wohlwollende Berührung des Kinnes bringt ihn zu selbstgefälligem Lächeln . . . er fühlt sich geschmeichelt. Kauende Bewegungen des Operateurs verursachen ihm Hunger. Man flüstert ihm zu, er sei im zoologischen Garten vor dem Elefantenzwinger; er streckt die Hand aus und zeigt auf das Thier, das er im Traumzustande erblickt. In gleicher Weise wird er veranlaßt, Kletterbewegungen auszuführen, und in Born versetzt, als man ihm sagt, andere Knaben verfolgten ihn mit Neckereien.

Ist der hypnotische Schlaf nicht zu tief, so können durch Einflüsterungen Träume hervorgerufen werden, Bewegungen des Operateurs finden Nachahmung und den Aufforderungen bestimmte Handlungen zu vollziehen wird Folge geleistet. Das hypnotisierte Individuum sieht gewissermaßen unter einem Banne.

Professor Heidenhain in Breslau hat derartige Versuche im Interesse der Wissenschaft an seinem eigenen Bruder angestellt. Dieser trank in der Hypnose, aufgefördert, Bier zu sich zu nehmen, aus einem ihm gereichten Glase ohne den mindesten Anstand Tinte, steckte auf Befehl seine Hand in ein brennendes Licht, schnitt sich mit einer Scheere seinen seit einem Jahre mit Färtlichkeit gepflegten Bart auf einen Gesichtshälfte so rücksichtslos ab, daß er nach dem Erwachen darüber in höchstem Maße entrüstet war.

Die ungereimtesten Handlungen werden von Hypnotisierten vorgenommen, welche sie in urteilsfähigem Zustande nicht begangen würden. Ein junger Mann, mit welchem Prof. Heidenhain zum erstenmale experimentierte, konnte ohne Zögern dazu benogen werden, an einem lebenden Frosche, der ihm als Schneeball in die Hand gegeben war, zu lecken und auf denselben loszubeißen. Als er erweckt wurde, während er zu beißen wollte, warf er das ekelhafte Thier mit Entsetzen weit von sich.

Hypnotisierte Personen gleichen in vielen Beziehungen den Trümmigen. Man hat daher den Hypnotismus auch nicht mit Unrecht künstlich erzeugten Trümm genannt.

Bei gereizten Trümmigen beobachtet man die sogenannte Echosprache, die darin besteht, daß sie jedes Wort, jeden Satz, alles, was zu ihnen gesprochen wird, wiederholen. Spricht der Arzt: „Guten Morgen, wie geht es Ihnen,“ so antwortet der Kranke: „Guten Morgen, wie geht es Ihnen,“ und zwar genau mit derselben Betonung, so daß der Fragende glauben könnte, der Kranke wolle ihn zum besten haben, diese Echosprache kann bei Hypnotisierten künstlich hervorgebracht werden. Legt man nämlich die Hand auf den Scheitel der hypnotisierten Person, so nimmt die Tiefe des Schlafes ab, und wenn nur ein Wort gegen den Nacken oder die Magenröhre des Schlafenden gesprochen wird, so wiederholt er dasselbe laut und vernehmlich wie ein Echo. Setzt man ihm eine tönende Stimmgabel auf dieselben Gegenden des Körpers, so giebt er summend die Note der Gabel an. Lautes Hineinsprechen der Worte in das Ohr führt nicht zum Nachsprechen; die Schallwellen einer stark angeschlagenen Stimmgabel erwecken den Schlafenden, wenn sie in den Gehörgang gelangen, und erregen Schmerzen, wie von Bremen.

Professor Berger in Breslau hat hypnotisierten Personen, während er mit seiner Hand ihren Nacken leicht drückte, Stellen aus dem Homer in griechischer Sprache vorgesprochen. Als nach geraumer Zeit dieselbe Person wieder hypnotisiert wurde, blieb sie stumm, bis das Auflegen der Hand auf den Nacken bewirkte, daß sie die griechischen Verse sprach.

Personen, welche nur ihre Muttersprache konnten, haben in hypnotischem Zustande fehlerfrei indische, hebräische, spanische, englische Stellen von ziemlichem Umfange wiederholt, die man ihnen aus Büchern während der Hypnose vorgelesen.

Wenn wir nun in die Vergangenheit zurückkehren und jene grauenvollen Zeiten durch das Studium alter Chroniken

und aufbewahrter Altentücke zu beleben suchen, in denen die Hexenprozesseammer und Glend arrichteten, so finden wir, daß die Verbrechen, um deren willen die Hexen angeklagt wurden, meistens auf hypnotische Erscheinungen zurückzuführen sind.

Den Unglücklichen, fälschlich Angeklagten, wurden Fragen über den Teufel, über Hexensabbath und Zauberei vorgelegt, die sich dem Gedächtnis einprägten, durch die Einsamkeit des Kerfers, durch den Abschluß von der Außenwelt, wurden die Opfer zu dumpfem Brüten, trostlosem Nachsinnen gezwungen, wodurch die Disposition zur Hypnose sich erhöht. Später genügte es, ebenso wie bei Tieren, so auch bei dem Menschen, daß man nicht nur die Augenmuskeln, sondern einzelne Glieder oder den ganzen Körper der freien Bewegung beraubt und in feste Lagen zwingt, um den hypnotischen Zustand hervorzu bringen. Auf der Folter wurde der Körper des Delinquenten in Zwangslagen gebracht, und oft genug trat dann tiefe Hypnose ein. Die Gemarteten fielen in tiefen Schlaf, sie fühlten nicht die Bangen des Henkers, nicht den brennenden Schwefel, der ihnen auf die Haut geträpelt wurde. Dieser sogenannte Hexenschlaf galt den Richtern als der sicherste Beweis dafür, daß der Teufel die Hexe in seinen Schutz genommen habe, und führte zur unabwendbaren Verdammung zum Feuertode.

Es ist nach den neueren Experimenten begreiflich, daß die in Hypnose versunkene Hexe von den Dingen träumte, die sie wachend beschäftigten, nach denen sie von den Richtern befragt wurde, vom Teufel, von den Hexenzusammenkünften, und diese Traumerlebnisse, welche sie selbst ebenso wohl wie das Richterkollegium für wahr hielt, brachten ihr den Tod und stärkten den Hexenglauben, dessen Ausrottung nur schwer gelang, weil auch keineswegs fanatische Richter durch jene, ihnen unerklärliche Erscheinungen irre gemacht wurden.

Man kann Hypnotisierte, wie wir an dem Beispiele des Mädchens sahen, glauben machen, daß sie die Herrlichkeit des Himmels schauen, und andererseits sie in die Umgebung von Teufeln und Dämonen versetzen, daß sie von furchtbarem Grauen erfaßt werden.

Auch Cagliostro muß die Manipulationen gekannt haben, durch welche man in stände ist, solche Einbildungen hervorzubringen; denn es wird von ihm erzählt, daß er den Kardinal von Rohan an einem Abend mit der Königin Kleopatra habe zur Nacht speisen lassen. Der Kardinal Rohan, ein Lebemann und Verehrer des schönen Geschlechtes sondergleichen, soll diese Thatsache mit feierlichen Eiden haben bekräftigen wollen, wie es heißt. So unglaublich den aufgeklärten Zeitgenossen des Kardinals diese Geschichte erschien, so erklärlich ist sie uns, denn Cagliostro hatte nur nötig, den Kardinal zu hypnotisieren und ihm einzureden, die schöne Kleopatra sei bei ihm, was um so leichter war, als der berühmte Abenteurer den Kardinal ärztlich wegen Engbrüstigkeit behandelte und daher nach Gefallen mit ihm operieren konnte.

Zu der That wirft der Hypnotismus merkwürdige Streiflichter auf die Vergangenheit und trägt dazu bei, Wahres vom Falschen zu sondern. Inwiefern er helfen wird, Aufschlüsse über das Seelenleben zu erlangen, darüber ist es noch nicht an der Zeit zu urteilen, so viel aber steht fest, daß der Hypnotismus wie die unheimliche Grenze zwischen normalem Geistesleben und dem Irrsinn, der Verrücktheit, erscheint. Eine große Rolle spielte er zu allen Zeiten in den Mythen und Heimlichkeiten der Priester, Magier und Zauberer, während er jetzt in den Händen Verwensener dazu dienen soll, das größte Geheimnis zu lösen — das Rätsel Seele.

Julius Stinde.

Die Ausstellung weiblicher Handarbeiten im österreichischen Museum in Wien.

Von J. v. Falke.

Wir hatten auf der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 einen Pavillon der weiblichen Handarbeiten, der mit Gegenständen der Nadel reich gefüllt war. Die Jury hatte bei der Aufnahme strenge ihres Amtes gewaltet; zahllose Stickerien waren ihr zum Opfer gefallen, und so konnte man wohl sagen, der Pavillon enthielt das Beste, was die weibliche Hand, d. h. die Dame, die Schulle, das Geschäft damals leisteten. Und wenn ich mir jetzt in die Erinnerung zurückrufe, was wir in jenem Pavillon sahen und was uns bei der Anordnung durch die Hände ging, so glaube ich, kaum ein einziges Stück jener Arbeiten wäre in die Ausstellung aufgenommen worden, welche heute das österreichische Museum in Wien seinen Besuchern darbietet. So groß ist der Unterschied, so total die Veränderung, welche seitdem in den verschiedenen Künsten oder Verfahrungsweisen der Stickerei eingetreten ist! Wenigstens hier bei uns in Österreich; mehr oder weniger dürfte das auch anderswo der Fall sein.

Es ist kaum nötig, die Zustände vor zwanzig Jahren auf diesem unendlichen Gebiete der weiblichen Arbeit zu schildern. Wenn ich an die grellen Farben der Berliner Wolle, an die mühsam abgezähnte Perlstickerei, an die Landschaften und Figurenbilder in Kreuzstich erinnere, an die metergroßen Bouquets gigantischer Blumen, an die Relieifarbeiten in geschornen Wolle, an die aufgelegten Blumen aus zugeschnittenen Tuchflecken erinnere, so steigt das Bild wohl lebendig und klar mit allen Schrecken in unserer Phantasie empor. Es liegt ja nicht so weit hinter uns und ist vieler Orten noch vorhanden. Das Beste ohne Frage war die Weißstickerei, aber ihr fehlte wieder absolut jegliche Zeichnung. Daß die Stickerei eine Kunst ist, welche vor allem Zeichnung voraussetzt, davon schien niemand, der sich damit beschäftigte, eine Ahnung zu haben. Daß die Nadel auch Spitzen macht und die Frau mit selbstgearbeiteten Spitzen viele Gegenstände des Hauses und der Toilette verzieren kann, war unbekannt. Statt ihrer blühten einzig in der Arbeit der Dame die „Frivolitäten“.

So sah es mit dieser Kunst in den europäischen Kulturstaaten aus. Ein in den Farben barbarisch roher Geschmack, unzulängliche dilettantische Technik, unvollkommene Ausführung, Mangel jeglicher Zeichnung, das war die Signatur der Stickerei in Schule und Haus. Und nun fand man daneben — wir meinen auf der Ausstellung von 1873 — aus Gegenden und Ländern, die man als barbarisch oder wenigstens als halb-

barbarisch betrachtete, Arbeiten der Nadel von wunderbarer Schönheit und Ausführung, in mannichfacher, uns ganz unbekannter Technik, in originell und verständlich gezeichneten Ornamenten, zum Teil — so die Stickereien der Chinesen — in Gold und Farben so vollendet dargestellt, daß sie an Ausführung und Erscheinung mit der Malerei wetteifern konnten, sie aber in planvoller Wirkung übertrafen. In dem, was Japan, China und Indien zeigten, was in den türkischen Ländern die Damen des Harems arbeiteten, in den durchbrochenen Stickereien der Perserinnen, selbst in den Arbeiten der ungarischen, kroatischen, ruthenischen, dalmatinischen Bäuerinnen lag eine neue Welt der Kunstübung, himmelweit geschieden von unserer Stickerei, eine wirkliche Kunst im Vergleich zu einem fast kindlichen Dilettantismus.

Und nun, sollte diese fremde Kunst nicht übertragbar sein? Sollten wir nicht von ihr lernen können, unsere eigene Arbeit würdig zu machen, unseren Frauen und Mädchen eine edlere und nützlichere Beschäftigung für ihre Hände zu geben als diejenige, an welche sie bis dahin Zeit und Mühe verschwenden hatten?

Dieser Gedanke, dessen Ausführung ja nur vom guten Willen und richtigen Verständnis abzuhängen schien, führte in Wien von Staatswegen zur Gründung einer wirklichen Kunstschule für Stickerei, oder wie sie heute offiziell heißt, Fachschule für Kunststickerei, welche, zum Unterrichtsministerium gehörig und unter Leitung von Frau Emilie Bach stehend, nunmehr seit zehn bis zwölf Jahren einer gesicherten Wirksamkeit sich erfreut. Kennen wir auch ihre verdienten Mitarbeiterinnen, vor allem Fräulein Therese Mirani, Frau Gutmann, Frau von Saint-Georges, Fräulein Bachlechner und die Zeichenlehrerin Fräulein Fürst. Die Schule hat im Laufe dieser Jahre, wie bei einem neuartigen Institute unvermeidlich, infolge von Erfahrungen mehrfache Veränderungen erlitten, bis sie systemmäßig ausgebildet war. Es sind alsdann andere Schulen in Wien wie in den Provinzen gegründet oder eingerichtet worden; ihre Schülerinnen sind zu Lehrerinnen oder selbständigen Künstlerinnen erwachsen, welche Unterricht geben, Lehranstalten errichtet haben und Geschäfte besitzen oder führen.

Auf diesen Wegen sind die neuen Methoden, die neuen Lehren von Wien aus weiter und weiter gedungen; wie weit aber außerhalb Wiens Geschäft und Beruf, Schule und Haus davon ergriffen, darüber waren wir uns völlig unklar, da seit dem Jahre 1873 eine größere und allgemeinere Ausstellung für diesen Zweig der Kunstarbeit nicht stattgefunden hatte. Es lag daher der Wunsch nahe, einmal aus dem ganzen Oesterreich alles zusammenzurufen, was diesem Gebiete angehört, um zu sehen, wie weit die Dinge gekommen seien, wo und wie aufs neue Hand anzulegen sei.

So entstand der Gedanke dieser Ausstellung, welche heute (bis Ende Mai) eine stattliche Reihe von Sälen im österreichischen Museum ausfüllt. Es ist aber nicht allein die moderne Stickerei, nicht allein die Stickerei im engeren Sinne, welche in ihr vertreten ist. Es ist zweierlei hinzugekommen.

Einmal sind es die Stickereien der nationalen Hausindustrie, und nicht bloß Arbeiten von heute, welche eine besondere, fast bevorzugte Abtheilung bilden. Wie bekannt, ist es gerade Österreich, welches einen großen Reichtum an diesen Arbeiten besitzt. Es besitzt sie aber nicht bloß, sondern Schule, Geschäft und Haus haben vielfach bereits gelernt sie zu verwerthen, und es hat sich eine Verbindung hergestellt zwischen der modernen Arbeit und der nationalen. Diese gehörte also wesentlich in unsere Ausstellung herein. Da nun vieles davon, und vielleicht das Schönste und Feinste, heute nicht mehr geübt wird, so mußte auch auf Alteres zurückgegriffen werden.

Zum zweiten war infolge der Fürsorge, die man der vielfach in Österreich vorhandenen, aber überall leidenden Spitzenindustrie widmen mußte, auch dafür eine Centrallehranstalt, der sogenannte Spizentkurs, in Wien durch die Regierung gegründet worden. Diese Anstalt, welche unter Storks künstlerischer Leitung steht, zerfällt in zwei Abtheilungen. Die eine, welche sich in der Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums befindet, schafft die Musterzeichnungen, in der anderen Abtheilung werden sie ausgeführt. In jener werden die Zeichner für Spitzen gebildet, zu dieser kommen die Schülerinnen aus dem Erzgebirge oder anderen Gegenden der Spitzenindustrie, werden in aller verschiedenen Technik unterwiesen und gehen als Lehrerinnen oder fertig geübte Arbeiterinnen, versehen mit dem ganzen Material der Musterzeichnungen, in ihre Heimat wieder zurück. Auch diese Anstalt hat nun eine Reihe von Jahren gewirkt, sie hat ihren Einfluß auf die Industrie und eine Anzahl neu gegründeter Fachschulen erstreckt, und so schien es interessant und wünschenswert, einmal die Zeugnisse ihrer Thätigkeit von allen Seiten zu vereinigen. So bilden auch die Spitzen aus dem gesamten Österreich einen integrierenden Bestandteil unserer Ausstellung.

Wir können darnach den Inhalt der Ausstellung in drei Gruppen scheiden: 1. in die Gruppe von Schule, Haus und Geschäft, welche Arbeiten man wohl als Damenarbeiten zusammenzufassen pflegt, 2. in die Gruppe der nationalen Arbeit, und 3. in die Gruppe der Spitzenindustrie.

Die Schulen sind zahlreich gekommen aus dem ganzen Lande, zahlreich genug, um völlig klar zu sehen. Sie unterscheiden sich in die eigentlichen Fachschulen für Stickerei und in die niederen Arbeits- und Mädchenschulen. Auf die letzteren war eigentlich nicht gerechnet worden, da die Anforderungen des Programms für sie zu hoch gestellt schienen; da sie aber doch in Menge sich anmeldeten und es immerhin lehrreich schien, auch ihren Zustand kennen zu lernen, so wurden sie angenommen, wenn sie in ihrer eigenen Art ansprachen, es wurde ihnen sogar ein besonderer Saal zugewiesen, und wir müssen sagen, derselbe erfreut sich zahlreichen Besuches.

Unter den eigentlichen Fachschulen für Stickerei ragen drei besonders hervor, die erwähnte Staatschule in Wien unter Leitung der Frau Bach, die Schule des Wiener Frauenerwerbsvereins und die „Kunstgewerbeschule“ der barmherzigen Schwestern in Agram. Die Wiener Fachschule für Kunststickerei ist unter ihnen offenbar die tonangebende; es sind auch die Lehrerinnen der beiden anderen von ihr ausgegangen, und doch kann man bei diesen die Selbstständigkeit nicht verkennen. Die Schule der Frau Bach hat ihre vollen Lehrgänge in fünfjähriger Arbeitsdauer, alle nur irgend künstlerischen Zweige der Stickerei umfassend, weiß wie bunt, durchbrochen wie geschloffen, in einer Fülle durchaus musterhafter Beispiele zur Darstellung gebracht. Leinwand, Wolle, Seide, Gold, jegliches Material verwendet sie. Sie steigt, wie ein in Seide und Gold gestickter Denshirm

beweist, zur vollen figürlichen Ausführung hinauf in Wetteifer mit der Malerei. Überall ist auf korrekte Zeichnung der größte Wert gelegt, wie denn der Zeichenunterricht in der Anstalt mit Recht als eine Hauptsache behandelt wird.

Die gleiche Vollendung neben einer gewissen Selbstständigkeit in der Zeichnung geben alle Arbeiten aus der Schule des Frauenerwerbsvereins, die unter der Leitung des Fräulein Bergmann steht, zu erkennen. Künstlerisch steht sie nicht so hoch wie die Bachsche Schule, sondern hält sich mehr innerhalb des praktischen Lebensbedarfs, aber diese Aufgabe erfüllt sie in ausgezeichnete Weise. Noch selbständiger erscheint die Schule der barmherzigen Schwestern in Agram. Sie ist nicht mit ihrem Lehrgang gekommen, sondern mit einer Fülle fertiger Gegenstände, die fast sämtlich dem Dienst der Kirche bestimmt sind, vollständige Ornate; Fahnen, Altarspigen u. s. w.

Man fragte sich, was kann aus Agram Gutes kommen? und steht heute erstaunt vor diesen Arbeiten, die, ebenso schön wie eigentümlich, uns vorkommen, als ob wir nie Schöneres und Vollkommeneres in ihrer Art gesehen hätten. An einem Orte entfallen, von wo wir wenig von der Kunst erwarteten, sind sie mit edelstem Maß, ich möchte sagen, mit weisem Kunstverständnis in Farbe wie ornamentaler Zeichnung komponiert. Selbst für das Figürliche in dem Wenigen, was die Nadel an Schattierung und Modellierung dem Grundstoffe hinzugefügt hat, sind sie mustergerichtig. Wie könnten diejenigen, welche in figürlicher Stickerei die Gesichter und die Hände durch Lithographieren zu ersetzen trachten, von dieser Methode lernen! Die Zeichnung des Ornaments, welche zum Teil nationale Motive aufnimmt, ist völlig der Technik angepaßt, und selbst diese ist teilweise originell, indem die spanische, mit Seide gefärbte Goldspitze, welche nach einem Muster im österreichischen Museum von der Wiener Fachschule für die Stickerei zuerst benutzt worden, hier auf diesen kirchlichen Gewändern in eigener und höchst eigentümlicher Weise zur Anwendung gekommen ist. Es ist gar nicht zu sagen, wie gut und wie verständlich zugleich das alles ist. Wenn wir nichts weiter wüßten, als daß diese Arbeiten aus einer Klosterschule in Kroatien kommen, so ständen wir vor einem Rätsel; aber das Rätsel löst sich, wenn wir erfahren, daß ein Architekt, der Dombaumeister Bolle und dessen Frau, eine Schülerin der Wiener Fachschule, die Lehrmeister sind. Solches Zusammenarbeiten und Zusammendenken konnte es allerdings möglich machen, daß so ausgezeichnete Arbeiten aus der Hand einfacher Mädchen hervorgingen, Arbeiten, die jeder Kirche zur Zierde, jeder Anstalt zum Vorbilde gereichen. Sie sind sämtlich käuflich.

(Schluß folgt.)

Frauen-Typen unterwegs.

Plaudereien von P. Gisbert.

II. Einsame Touristinnen.*

Auch in der Touristenwelt giebt es Naturen, welche die Gesellschaft ihres „Ich“ jeder anderen vorziehen. Besinnlichkeit, Schwerkmut, Geiz und Caprice bilden meist die Mischung im Charakter dieser seltsamen Passagiere, denen es Befriedigung gewährt, wie ein Stummer durch die Welt zu reisen und ohne An- und Ausprache zu bleiben. Ein wirkliches Reisevergnügen scheint bei solcher Sinnesweise geradezu ausgeschlossen, und doch waltet bei manchen dieser „einspännigen“ Touristen — das darf nicht geleugnet werden — ein fast unbezwinglicher Wandertrieb vor, der sie von Land zu Land jagt, wie weiland den ewigen Juden. Eine unstillbare Sehnsucht nach Ortsveränderung erfüllt ihr Wesen, und ihr Sehnen kommt nur zeitweise zur Ruhe, wenn sie auf einem Eisenbahnperon stehen und den Pfiff der herannahenden Lokomotive hören, oder am Landungsplatze den Dampfer herantommen sehen, der sie über weite Meere tragen soll. Sie sind die Romantiker unter den Touristen, die selbst in unserer gemessenen nüchternen Zeit des Dampfes und der Elektrotechnik „die blaue Blume“ suchen und nach märchenhaften Fernen trachten. Ihre Seele schwankt ewig zwischen Reisen und Reiseplänen und das, was anderen Leuten Bewegung, ist ihnen Ruhe — das Eisenbahncoupe und die Schiffstajüte wurden ihnen „in der Erscheinungen Flucht der ruhende Pol“.

Auch Damen von so selbständiger Natur und starkem Willen, von bleicher Furcht vor dem Alleinsein frei, findet man unterwegs, seitdem der Drang der Frauenwelt, sich von den Fesseln der Vorurteile zu befreien, mächtig geworden und teilweise zum Siege geführt hat. Noch vor Jahrzehnten wäre es der gesamten Bildungswelt Europas wie ein Frevel an den guten Sitten erschienen, wenn eine Frau oder gar ein Mädchen aus „guter Familie“ es gewagt hätte, allein in die Welt hinauszureisen. Jetzt ist diese Erscheinung nichts Auffallendes mehr. Es giebt beinahe eben so viele allein reisende Touristinnen als Touristen, und resolute Mädchen empfinden weniger Beklemmung, die Eisenstraßen Europas allein dahinzufahren, als durch eine dunkle Straße einer Weltstadt allein nach Hause zu gehen. Das zahlreichste Kontingent zu diesen einsam reisenden Touristinnen stellt natürlich das Land der Yankee's — ich sage: natürlich, weil in diesem Lande der Begriff der Selbstständigkeit der jungen Mädchen ohnedies bis zu einer für unser europäisches Hirn unfaßbaren Höhe entwickelt ist. Es muß aber zugestanden werden, daß diese Erziehung zur Selbstständigkeit, diese Angewöhnung zu eigenen Dispositionen sich unterwegs als vorteilhaft erweist. Abgesehen von der hierdurch erworbenen Fähigkeit, die tausend Kleinigkeiten des Reiselebens, das An und das Um der täglichen Plakereien mit Gleichmut selber zu besorgen, bringt es auch dem amerikanischen Wesen den Vorteil des wahren Wortes ein, daß dem „Skaven, der die Fesseln bricht“, die Freiheit viel schlechter bekommt, als dem freien Menschen, der an die Freiheit gewöhnt ist. Die unkontrollierbare Ungebundenheit hat für diese Amerikanerinnen nicht mehr den verlockenden Reiz, der die Grundsätze des Schickslichen in Gefahr bringt und oft auch niederwirft. Viele Engländerinnen dagegen und leider auch manche unserer Landsmänninnen, die daheim die Grenzen der starren Konvention nicht überschreiten durften und nun draußen die Luft der schrankenlosen Freiheit atmen, werden von dieser Schrankenlosigkeit wie von Opium berauscht und begehen in diesem Opiumrausch Unvorsichtigkeiten, die — drücken wir es gelinde aus! — in ihrem Erziehungsplane nicht vorgesehen waren.

* Bgl. I. S. 195.

Diese Gefahr steigert sich, je mehr man nach dem Süden vorschreitet, in die Länder der braunen dunkeläugigen Menschen, die von jeher auf die Gemüther der blonden Nordländerinnen einen faszinierenden, geradezu unheimlichen Eindruck geübt. Man erzählt sich unten im Süden die abenteuerlichsten Geschichten von den allein umherreisenden blonden Nordländerinnen, und notorisch ist, daß mancher schwarzäugige italienische Fachino und mancher braune arabische Dragoman das eifrige Herz mancher englischen Miß, die droben in ihrem Nebellande schon den offenen Blick eines Mannes „shoking“ fand, zum Schmelzen gebracht.

Wir lassen dahingestellt, wieviel an solchen Geschichten wahr, wieviel erdichtet oder übertrieben sein mag, auf alle Fälle bewirken sie, daß allen alleinreisenden Damen, wenn sie nicht schon lange die Grenze des kanonischen Alters überschritten, das Odium des Abenteuerlichen anhaftet, und die solideste deutsche Touristin, die in der That vielleicht nur der Drang, das Schöne und Große in Kunst und Natur da draußen zu sehen, in die Ferne getrieben, wird leicht in unliebsamer Weise mit der emanzipierten, cigarrettenrauchenden und Männerköpfe verdrehenden Russin, der flotten Französin und der „ipleenigen“ Engländerin verwechselt. — Die Möglichkeit der falschen Beurteilung vermehrt sich natürlich in dem Grade, in welchem die Entfernung von der Heimat zunimmt, sie wächst mit den Kilometern. Im Heimatlande selbst findet man an den einzelreisenden Damen, ob sie jung oder alt sind, nichts Auffälliges mehr, zumal in der Ferienzeit, sie sind der schiefen Beurteilung entrückt, man hält sie mit Recht für Lehrerinnen, Gouvernanten und Beamtinnen u., welche ihre Erholungszeit durch geist- und körpererfrischende Reisen ausfüllen.

Anders, wie oben schon erwähnt, wird es selbstverständlich im fernem Auslande, schon um deswillen, weil es den Völkern im Süden noch etwas Unfassbares ist, daß Mädchen, zumal allein, sich den Unbildern einer Reife aussetzen. Ihre Schwestern und Töchter thun es noch nicht.

So wird die Situation der einzeln reisenden Damen in den meisten Fällen mißlich. Geraten sie nicht in die Schylla der falschen Beurteilung, dann entgehen sie der Charvhdiss der Langeweile nicht, welche sie, um unliebsame Beurteilung zu vermeiden, selbst um sich schaffen. Und gerade für ein weibliches Herz, welches von Natur mittelstark und des Gefühlsanstaufes bedürftiger gestaltet ist, als das des Mannes, muß es manchmal zur Pein werden, an all dem Geist- und Gemütherfrischenden unterwegs einsam, ohne Mittheilung an andere und ohne Anregung von anderen vorüberzuwandeln.

Der Mann, der allein reist, wird in vielen Fällen in der Werthätzung der Touristenwelt steigen, man wird ihn leicht für einen tiefen Denker, für einen Forscher halten, er wird überall sofort Anschluß finden und sich wieder in die Ruhe des einsamen Nachdenkens zurückziehen können — das alleinreisende weibliche Wesen wird überall auf Schritt und Tritt erfahren, daß, wenn auch die unsichtbare Gesellschaftspolizei ihr das Alleinumherstreifen nicht mehr verwehrt, sie doch von der Natur selbst auf die Hochzeitsreise oder das Reisen in größerer Gesellschaft verwiesen wird. Wie sich ihr Typus dann ausnimmt, soll ein nächster Artikel schildern.

Aus der Frauenwelt.

Die Vermählung der Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Weimar mit ihrem Verlobten, Prinz Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin (geb. 8. Dezember 1857), drittem Sohne des verstorbenen Großherzogs Friedrich Franz II. aus dessen erster Ehe mit der Prinzessin Auguste Matilde von Neuchâtel-Köstritz († 3. März 1882), ist für den September dieses Jahres in Aussicht genommen und sind für diese Zeit umfassende festliche Arrangements in Vorbereitung.

In Tübingen starb unlängst im 73. Lebensjahre eine ehrwürdige und durch die Beziehung auf ihr Elternhaus interessante Dame, die verwitwete Frau Dr. M. Niehammer, geb. Kerner, Tochter jenes hervorragenden Mitgliedes der schwäbischen Dichterschule, Justinus Kerner, der als Poet und Arzt gleich bedeutend war und am 21. Februar 1862 in seinem oft beschriebenen Häuschen am Fuße der „Weibertreue“ bei Weinsberg starb. — Seine Tochter gab im Jahre 1877 ein tief gemittvolles Büchlein heraus: „Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus“ (Stuttgart bei Cotta), eine sehr hübsche Ergänzung von Kerners reizvollem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“.

In gut unterrichteten Kreisen will man wissen, daß demnächst eine sensationelle Verlobung in hoher Sphäre bevorsteht. Als Bräutigam wird der Großherzog von Hessen, als Braut die verwitwete Herzogin von Albany, Schwiegermutter der Königin von England und von dieser sehr geliebt, vertraulich genannt.

Zu den hochsinnigen Wohlthäterinnen der leidenden Menschheit ist neuerdings die kürzlich in Basel verstorbene Frau Merian, Witwe von Christoph Merian, einem Sprößling der alten ruhmvollen Baseler Künstlerfamilie Merian, zu rechnen: sie vermachte der Stadt Basel zu wohlthätigen Zwecken ihr ganzes ungeheures Vermögen von zwanzig Millionen Francs. — Gleichen Gemeinsinn bewies die Witwe Rosinias, die in ihrem Testamente ein Kapital von 2 1/2 Millionen Francs für die Gründung eines Hospizes für erwerbslose und altersschwache italienische und französische Sänger stiftete. Der lange verzögerte Bau ist jetzt im Park von Saint Perin bei Autent endlich in Angriff genommen. — Eine dritte hochsinnige Dame, Mdme. Chenavard, Schwägerin des gleichnamigen, vielgenannten Malers (bekannt besonders durch seine großartig gedachten, welthistorisch-philosophischen Kompositionen für das Pantheon), hat der Pariser Kunstakademie ein Vermächtnis von drei Millionen zur Unterstützung und Anfeuerung fleißiger und begabter Zöglinge hinterlassen; desgleichen eine reichhaltige, vielbewunderte Kunstsammlung.

Königin Natalie von Serbien (die sich neuerlich so energisch gegen die Infamie des Deutschenhasses verwahrte) hat die humanitären Bestrebungen derjenigen Wiener Damen, welche im serbisch-bulgarischen Kriege mit so viel Eifer und Hingebung Sammlungen zum besten der serbischen Verwundeten veranstaltet haben, durch Verleihung der von ihr

gestifteten Natalie-Medaille und herzlichem Dankschreiben belohnt.

— Eine sehr begabte, allerdings auch sehr fleißige junge Dame, Fräulein Marie Nowak aus Breslau, hat auf der Universität Zürich in der philosophischen Fakultät so erfolgreiche Studien gemacht, daß sie den Grad eines Dr. phil. mit Auszeichnung erwarb.

— Dem Herzoge von Montpensier, der die Ausstattung seiner Tochter, der Prinzessin Eulalia, betreibt, wurde unlängst für den durch ein Madrider Handelshaus besorgten Brautschleier (ein Wunder von Schönheit) die ungeheure Summe von 115 000 Francs abgefordert. Allerdings vergebens: denn selbst dem millionenreichen Herzoge war dieser Preis denn doch zu hoch, zumal der Schleier, wie verlautete, nicht spanischer Arbeit (wie verlangt war), sondern Brüsseler Fabrikat war.

— Wie man aus Dresden meldet, fand Mitte Mai auf dem Schlosse Sibyllenort in Schlesien die Verlobung der Prinzessin Maria Josepha, der dritten Tochter des Prinzen Georg von Sachsen, mit dem Erzherzog Otto, dem zweiten Sohne des Erzherzogs Karl Ludwig, in Gegenwart des sächsischen Königspaares und der Eltern des Brautpaares statt. Prinzessin Maria Josepha ist am 31. Mai 1867 geboren; Erzherzog Otto ist am 21. April in sein 22. Lebensjahr eingetreten.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Juni“ 1886. (Gratis-Beigabe für alle Abonnenten.)

Fig. 1. Promenadenkleid. Der 222 Cent. weite Rock aus satin ist mit einem an der rechten Seite 93, vorn und an der linken Seite 59, in der hinteren Mitte 68 Cent. hohen, in 8 Cent. breite Plüschfalten geordneten Volant aus Etamine mit abgepaßten Bordüren überdeckt. Aus gleicher teils einfarbiger, teils abgepaßter Etamine sind die in der Weise der Abbildung in Falten geordneten Lunetteile hergestellt, welchen sich ein Garniturteil aus satin merveil-leux anschließt. (Siehe die nebenstehende Rückansicht Abb. 1.) Die an der Achsel in Falten geordneten Vordertheile der Taille aus satin merveil-leux hat man mit einem gleichfalls gefalteten Layteile, sowie mit einem Stehtragen von Etamine verbunden und mit Schleifen von 7 Cent. breitem gestreiften Band ausgestattet. Gleiches Band ist für den mit einer auf der Tunika befestigten Schleife verzierten Gürtel und zur Garnitur des Rockes verwendet. Zum Schließen der Taille dienen teils Knöpfe und Knopflöcher, teils Haken und Haken. Hut aus Strohgeflecht mit Tüll, Spitze und Band garniert. Schirm im japanischen Geßmack.

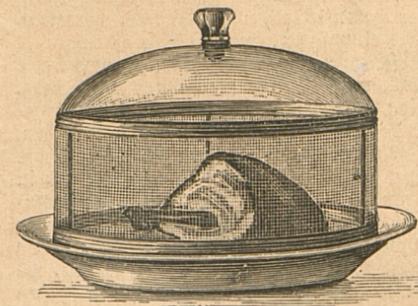


Fig. 2. Promenadenkleid. Der Rock aus Körperseide ist am unteren Rande 212 Cent. weit, daselbst mit einer 7 Cent. breiten Plüschfalten begrenzt und außerdem mit einem 325 Cent. weiten, auf der Vorder-, sowie auf den Seitenbahnen 103 Cent., im übrigen teils 103, teils 28 Cent. hohen Volant von Körperseide überdeckt; der untere Rand dieses Volants ist mit einem 6 Cent. breiten, mit Nischgrüntüsch geordneten Saum versehen. In der Weise der Abbildung arrangierte böhrende und zwei dem Taillenschloß aufgehaltene hintere Lunetteile aus Foulard vervollständigen den Rock. (Siehe die nebenstehende Rückansicht Abb. 2.) Die Taille aus Foulard hat gefaltete Vordertheile und ist mit einem gleichfalls in Falten geordneten Layteile, einem Matrosenträger und Armeleubers von Körperstoff ausgestattet; zum Schließen dienen Haken und Haken. Schlingen und Enden von 5 1/2 Cent. breitem Atlasband vervollständigen das Kleid. Hut aus durchbrochenem Strohgeflecht mit Band und einer Federhaube garniert, Schirm aus Körperstoff.



Wirtschaftsplaudereien.

Neue französische Drahtglocke mit Glasdeckel. Gewöhnliche Drahtglocken zeigen mancherlei Uebelstände: der aus der Luft herabfallende Staub wird von dem Drahtnetz der Glockendeckel durchgelassen, die darunter aufbewahrten Speisen sind, wenn man die Glocke nicht abhebt, nur unvollkommen zu beobachten und fommen leicht mit dem oberen metallenen Drahtnetz in unerwünschte Berührung. Diese kleinen Fehler sind durch die mit Glasdeckel versehene neue Drahtglocke vermieden. Die Wabnung derselben ist aus verzinntem Draht hergestellt. Die Glocken werden vorrätig gehalten in Durchmessern von 18, 20, 22, 24 Cent. zum Preise von 2,75, 3,00, 3,25, 3,50 Mark.



Bezugsquelle: Französische Drahtglocke mit Glasdeckel E. Cohn, Königl. Hoflieferant, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

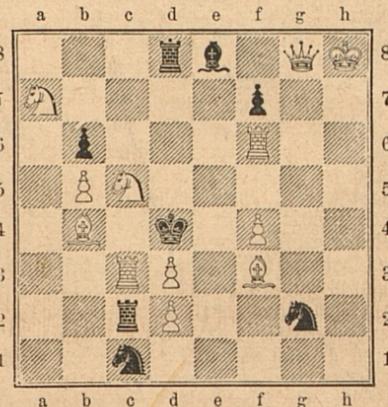
Buntes Allerlei. Schach.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 175 Seite 196.

- Weiß.
- 1. K b 2 — c 2.
- Schwarz.
- 1. S c 5 zieht beliebig.
- Weiß.
- 2. D b 5 — d 5 matt.
- A.
- Weiß.
- 1.
- Schwarz.
- 1. S e 5 zieht beliebig.
- Weiß.
- 2. D b 5 — c 4 matt.

Aufgabe Nr. 177.

Von Hermann Jonson.



Schach- und Spielkorrespondenz.

Frl. Auguste von R. in Wien. Die Steineröffnung des Herrn Ware besteht in den Zügen 1 d 2 — d 4, d 7 — d 5; 2 f 2 — f 4. Sie ist für den Anziehenden ungünstig. Eine von Ware gegen Weiß im letzten Wiener Schachturnier gewonnene Partie dieser Art finden Sie im „Schachturnierbuch von J. Dufresne“, Verlag von Voigt in Weimar. Preis 3 Mark. — Abonnent in Blicher bei Kalin. Ihre Methode, sämtliche mögliche Züge zu probieren, weil doch einer darunter zum Ziele führen muß, ist ganz richtig, jedoch gar zu zeitraubend. Man verfährt am besten, wenn man die der Lösung zu Grunde liegende Idee zu erforschen sucht. — Frau Emilie Feustinger, Frl. Marsha v. G. in Prag, Antonie Fürsteneim, Caroline Marbach, Herr S. Berg, August Karo. In Nr. 173 wird 1 T e 8 n. e 6 durch f 7 n. e 6 widerlegt. Frl. Ottilie v. Sahlfeld, Marie Meyer, Lina Nathan, Herr Hermann Müller. Ebenso führt 1 D h 3 n. e 6 nicht zum zweizügigen Matt, weil Schwarz f 7 n. e 6 antwortet. — Frau Antonie Bergmann, Herr Otto Sander, August Berthmann, Friedrich Selafinski, Hermann v. Mühlbach. Nr. 173 richtig gelöst. — Episcopia in Graz. Nr. 58 ist eine Aufgabe, welche zwei korrekte Lösungen zuläßt. Die von Ihnen angegebene ist richtig. — Richtige Lösungen der übrigen Aufgaben, Rätsel, Rebus u. erhalten von Fr. Emilie Baumann, Martha Pfäffe, Marie Klug, Elba Wagner, Frau Clara Etnetop, Frau Antonie Bergmann, Emilie Feustinger, Herr E. B. in Ketteghara, Th. G. in Zepaja, W. Pfeisch, A. in Wölbden, Hermann Müller, Joh. M. in Platau, J. B. in Spiez, Henry Bellinger. — Herr Karl? in Breslau. Ihre Lösung von Nr. 58 ist richtig. Wir bitten Sie um andere geehrte Korrespondenten, Ihren Namen deutlich zu schreiben.

Auflösung des Bilder-Rätsels Seite 196. Wer auf dem Berge steht sieht alle Wege.

Korrespondenz.

Briefliche Anfragen aus Abonnentenkreisen finden fortan nur dann Beachtung, wenn sie unter Angabe der vollständigen Post-Adressen der Fragesteller an uns gerichtet werden.

Haushalt und Küche. Fr. W. N. Will man gelben Erbsen den Geschmack der weniger mehrliebigen und süßeren grünen Erbsen erteilen und sie leichter verdaulich machen, so kann dies durch Keimlassen geschehen, also indem man ein Erbsenmalz herstellt. Man läßt dazu die Erbsen während 12 bis 18 Stunden in lauwarmem Wasser weichen, gießt das Wasser dann ab und läßt sie auf einem Haufen 24 Stunden liegen. Man bemerkt dann, daß die Keime hervorkommen, in welchem Zustande die Zuderbildung in der Erbsen ihre höchste Entwicklung erreicht hat. Die Erbsen könnten sofort unter Zugabe einer großen Menge Soda gelocht werden. — Das Brühigwerden der Mäntel aus Kautschutgewebe soll nach neueren Beobachtungen aufgehoben werden, wenn man die Mäntel in einem Raum bringt, der auf 50—60 Grad Celsius erhitzt ist und sie darin Ammoniakdämpfen (durch Verdampfen von Salmiakgeist) aussetzt. Die Kautschu, welche die Gewohnheit haben, ihre Kautschutmäntel im warmen, mit ammoniakalischen Dämpfen erfüllten Stalle aufzuwahren, erhalten die Mäntel oft sehr lange im guten elastischen Zustande, ohne daß man bisher die Ursache dafür erkannt hatte.

Verschiedenes. Martha P., St. Pauli, Abonnentin Barmen, Dornröschen aus Ungarn, K. C. W. in Wien, Norwegerin, Dora B. in K., L. W., Budapest, Eichhornstr. 18 und andere. Da wir anonyme Briefe einfach ignorieren, so geben wir Ihnen anheim, unter Wiederholung Ihrer Wünsche und mit Angabe Ihrer vollständigen Postadressen sich neuerdings an uns zu wenden. — Anna K. in B. Die gebräuchlichen Enthaarungsmittel wirken entweder chemisch, indem sie das über der Haut stehende Haar angreifen und auflösen, wie die Depilatorien von Böttger, Mundelius u., oder sie wirken mechanisch wie das Filotiron und „Pili-vore“. Während das Herausziehen einzelner Haare mit der Pinzette nicht schmerzlos geschehen kann (ein Verfahren, welches noch heute in Frankreich vielfach üblich ist), vermag man dies durch geeignete Harzmittelungen, die erwärmt auf die Haut gebracht werden, dort die überstehenden Haare einzuschließen, die man dann mit einem Ruck abzieht. Es geschieht dies schmerzlos und ohne daß die Haut dabei entzündet wird. Das „Pili-vore“ ist in sehr eleganter Ausstattung bei Chauvency u. Köhler, Berlin, Unter den Linden 43 zu haben. — A. V., Fricke. Für beide Uebel giebt's keine Heilmittel. — A. Schm., Breslau. Vergleichen ummüde Fragen beantworten wir grundsätzlich nicht, dazu ist unsere Zeit zu kostbar. — Besorgte Mutter. Wir können Ihnen zur Zeit eine Pensionsanstalt nachweisen, welche vorzüglich ist. Die Inhaberinnen derselben, zwei Schwestern, sind ganz treffliche Damen und dabei von außergewöhnlicher Bescheidenheit bezüglich ihrer Pensionsätze. Ihre Tochter würde in dem Hause eine zweite Heimat finden. Geben Sie uns gefällig Ihre Postadresse an.